

XVI. Jahrgang. I. Semester.

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur.

No. 5.

Ausgegeben am 30. Januar 1857.

Inhalt:

Leipzig, 1857.

Friedrich Ludwig Herbig.







Man pränumerirt auf die Grenzboten bei allen Buchhandlungen und Postämtern. Der Pränum.-Preis ist für das Semester 5 Thlr.

Aus dem griechischen Alterthum.

Grotes Mythologie und Napoleon.

Schon öfter ist in diesen Blättern die Geschichte Griechenlands von G. Grote besprochen worden. Wenn bisher darauf aufmerksam gemacht wurde, inwiefern das Werk des englischen Staatsmannes für die politische Geschichte der griechischen Staaten epochemachend ist, so knüpfen wir dies Mal an seine Behandlung der griechischen Religion und Sagenpoesie an. Wir fürchten allerdings, mit dem Geständniß Anstoß zu geben, daß uns auch auf diesem Gebiete seine Anschauungen klarer, seine Auffassung schärfer, richtiger und eindringender zu sein scheint, als die vieler deutscher Gelehrten. Aber in der Wissenschaft dürfen die Regungen des Nationalgefühls, wenn auch noch so natürlich, unser Urtheil nicht modificiren. Wir dürfen uns sagen, daß ohne die umfassenden, gründlichen und eindringenden Studien der deutschen Alterthumsforschung das Werk des englischen Geschichtschreibers nicht hätte entstehen können: in der That wird man selten finden, daß er sich auf andere als deutsche Autoritäten stützt, und selbst wenn er ihre Behauptungen modificirt oder umstößt, so geschieht es gewöhnlich mit Hilfe der von ihnen gemachten Vorarbeiten. Aber ebenso aufrichtig und neidlos als Grote die Verdienste der deutschen Philologie anerkannt hat, sollten auch wir die Größe eines Werks erkennen, das die politische Einsicht des Vorkämpfers der Reform mit der Kritik und Gelehrsamkeit des Alterthumsforschers verbindet, das durch die Arbeit eines vollen Menschenalters*) und unter einer Gunst der Verhältnisse, wie sie dem deutschen Gelehrten niemals zu Theil wird, geschaffen worden ist, aber darum freilich auch eine Vollkommenheit erreicht, die unsern bisherigen Leistungen auf demselben Gebiet in der Regel versagt gewesen ist.

Die kleinmeisterliche und verblendete Opposition, die anfangs von gewisser Seite her gegen das Buch „des Engländers" erhoben wurde, der so im-

---

*) Schon im Jahr 1827 schrieb Niebuhr an Franz Lieber, er möge suchen, mit Herrn Grote bekannt zu werden, der mit einer Geschichte Griechenlands beschäftigt sei, von der er viel erwarte. Die 12 Bände des Werks sind von 1846 bis 1856 erschienen. Leider übersteigt der Preis (wenn wir nicht irren ein Pfund für den Band) die Mittel der meisten deutschen Gelehrten erheblich. Um so wünschenswerther wäre eine tauchnitzsche Continentalausgabe, deren Verbreitung sicher bedeutend sein würde.

pertinent war, uns über Dinge zu belehren, über die wir so viele dicke Bücher mit zahllosen Citaten geschrieben und so viele gelehrte Collegia gelesen haben, diese Opposition ist zum Theil bereits verstummt und wird bald gänzlich schweigen. Dagegen ist noch, wie es scheint, bei vielen achtbaren Gelehrten die Meinung verbreitet: Grotes Buch sei zwar für die richtige Erkenntniß der historischen Entwicklung Griechenlands von dem größten Werth, doch in Bezug auf die innern Zustände, die Cultur, das geistige Leben der Griechen werde der deutsche Philolog vergebens nach Belehrung darin suchen. Wir sind der entgegengesetzten Ansicht, und begrüßen deshalb das Unternehmen eines deutschen Philologen, Dr. Th. Fischer in Königsberg, die auf Mythologie, Alterthümer, Literatur, Kunst u. dgl. bezüglichen Capitel aus Grote in einer besondern Uebersetzung herauszugeben*), mit um so größerer Freude, als die bisherige Uebersetzung auch nicht einmal die bescheidensten Ansprüche befriedigen kann. Von dieser neuen Uebersetzung liegt der erste Band, die Mythologie, bereits vor.

Der Geschichtschreiber Griechenlands kann entweder die griechische Mythologie d. h. die griechische Religion einerseits und die griechische Sagenpoesie andrerseits ganz ignoriren und seine Erzählung erst mit der historischen Zeit beginnen, oder er muß die ganze Masse des mythischen Stoffes als solchen anerkennen und behandeln, folglich von der Geschichte sondern. Ohne Zweifel wird er sich zur letztern Methode entschließen müssen, wenn er ein vollständiges Bild von der Entwicklung des griechischen Geistes geben will; denn der Götterglaube und die Heldensage der Griechen sind für uns die einzigen Documente der schöpferischen Thätigkeit des Nationalgeistes aus jener ältesten Zeit, die jenseit der historischen Erinnerung liegt; aber dennoch reichen sie hin, uns den Geist dieser Periode zu veranschaulichen, weil ihr ganzes geistiges Leben und Schaffen in der Religion und der Sage seinen Ausdruck fand. Beide Schöpfungen, die eine aus dem Glauben, die andre aus Nationalgefühl und Localpatriotismus entsprungen, beide von dem elektrischen Funken des griechischen Genius belebt, sind so unzertrennlich miteinander verbunden, daß jeder Versuch, dies Ganze aufzulösen und einen Theil der Geschichte, den andern der Mythologie zuzuweisen, nothwendig mißlingen muß. Grote hat daher die auf uns gekommene Ueberlieferung der Götter- und Heldensagen vollständig wiedergegeben. So kann das Buch selbst von allen denen benutzt werden, die sich mit dem stofflichen Inhalt der griechischen Mythologie bekannt machen wollen, und daß der Verfasser ein sehr großes Publicum vor Augen gehabt hat, sieht man unter andern daraus, daß in der

---

*) Griechische Mythologie und Antiquitäten nebst dem Capitel über Homer und auserwählten Abschnitten über die Chronologie, Literatur, Kunst, Musik 2c. übersetzt aus Georg Grotes griechischer Geschichte von Dr. Th. Fischer, Privatdocenten in Königsberg. Leipzig, Teubner 1856.

Originalausgabe die griechischen Götternamen durch die gangbareren römischen erklärt sind (Zeus durch Jupiter, Hera durch Juno u. s. w.) Sogar für den Unterricht von Kindern wird sich diese Erzählung der griechischen Sagen benutzen lassen, die mit behaglicher epischer Breite, aber zugleich spannend und fesselnd ausgeführt ist. Andrerseits findet aber auch der, welcher eine wissenschaftliche Behandlung der Mythologie verlangt, seine Ansprüche in jeder Hinsicht befriedigt. Die Masse des Ueberlieferten ist vollständig gesammelt, die verschiedenen Quellen der Ueberlieferung sorgfältig geschieden, die Zeit der Entstehung der Sagen, die Einflüsse, die ihre Gestaltung bestimmten, gründlich erwogen.

Zwei Methoden, die Mythologie zu behandeln, die sowol in neuerer als alter Zeit angewendet sind, hat Grote nicht nur unserer Meinung nach mit Recht verworfen, sondern auch ihre Hohlheit aufs glänzendste nachgewiesen. Die eine ist die allegorische, die andere die halbhistorische oder pragmatische. Die erstere löst die Persönlichkeiten der Götter und Helden in philosophische, moralische und physische Begriffe auf. Nach ihr ist Zeus der Aether, Hera die Athmosphäre, Hephästos das Feuer, Ares der Haß, Aphrodite die Liebe, und der Götterkampf in der Iliade bedeutet entweder einen Kampf der Elemente oder der Leidenschaften. So erklärten schon alte griechische Philosophen den Homer, deren Rationalismus den naiven Glauben des mythenbildenden Zeitalters nicht mehr verstand. Als später die christlichen Schriftsteller bei ihren Begriffen gegen die Religionen des Heidenthums sich wie natürlich grade auf die Dichter beriefen, die den Göttern so viele menschliche Schwachheiten beilegten, da nahmen die Vertheidiger des Hellenismus abermals zu der Erklärung ihre Zuflucht, die ganze Sage sei nur eine poetische Einkleidung ethischer oder physikalischer Systeme. Diese Erklärungsweise ist in neuester Zeit wieder aufgewärmt, und namentlich von Creuzer mit dem ganz aus der Luft gegriffenen Einfall verbunden worden: in grauer Urzeit sei aus dem fernen Osten oder dem geheimnißvollen Aegypten eine mit hoher Weisheit begabte Priesterschaft (die man sich ungefähr so vorstellte, wie Sarastro und sein Collegium in der Zauberflöte) eingewandert. Diese hätten den Griechen die wichtigsten moralischen und natürlichen Wahrheiten unter dem Schleier des Symbols mitgetheilt; denn ohne dasselbe würden die damals noch höchst barbarischen Bewohner von Hellas die ihnen zu offenbarenden Lehren nicht verstanden haben. Die ganze griechische Mythologie ist also nichts Anderes als ein in populäre Form gekleidetes System der wichtigsten Wahrheiten, welche die Natur, Gott und den Menschen betreffen. Diese allegorisch-symbolische Methode schien vor zwanzig bis dreißig Jahren durch J. H. Voß und Lobeck gründlich beseitigt zu sein, aber sie ist seitdem von neuem zum Vorschein gekommen, z. B. bei dem um griechische Topographie und Natur-

schilderung so höchst verdienten Forchhammer. Vieles Einzelne in den griechischen Mythen läßt sich allerdings nur allegorisch erklären, versucht man jedoch dies Princip auf die gesammte Masse der Sagen anzuwenden, so ist man schon nach den ersten Schritten genöthigt, zu gezwungenen, halsbrechenden und völlig ungriechischen Deutungen und Klügeleien seine Zuflucht zu nehmen, deren Unnatürlichkeit nur dem nicht einleuchtet, der einmal der Sklaverei einer vorgefaßten Meinung verfallen ist. Die Anhänger der allegorischen Methode sind unter andern zu der Behauptung genöthigt, Homer habe die Bedeutung der von ihm gesungenen Göttersagen nicht mehr verstanden; er erzähle z. B. den Hader zwischen Zeus und Hera mit festem Glauben an die buchstäbliche Wahrheit seiner Erzählung, ohne zu ahnen, daß diese nichts weiter bedeute, als atmosphärische Vorgänge.

Wenn diese allegorische Methode hauptsächlich zur Erklärung der Göttersagen angewendet worden ist, so ist dagegen von jeher die halbhistorische für die Heldensage beliebter gewesen. Sie geht von der Voraussetzung aus, daß in der Sage ein historischer Kern enthalten sei, und sucht denselben durch Ablösung alles Wunderbaren und Unmöglichen auszuscheiden. Wir haben eine antike Probe dieser Erklärungsweise in dem Buch eines gewissen Paläphatus. Nach ihm waren die Centauren (nach der Sage Söhne der Nephele d. h. Wolke) junge Leute aus dem Dorfe Nephele, die zuerst Pferde dressirten. Aktäon wurde nicht wirklich von seinen Hunden gefressen, sondern ruinirte sich durch seine Liebhaberei für kostspielige Jagdhunde. Skylla, der Odysseus kaum entging, war kein Meerungeheuer, sondern ein schnell segelndes Piratenschiff u. s. w. Dies und ähnliches ist freilich so absurd, daß man hier die Unmöglichkeit der Methode auf den ersten Blick erkennt, aber nicht immer sind so verzweifelte Mittel nothwendig, um den Mythus in historische Thatsache zu verwandeln. Fast alle alten Historiker haben ihn auf diese Weise behandelt, und überall ist es ihnen gelungen, durch Weglassungen, Zusätze und Umänderungen eine Erzählung zu Stande zu bringen, die an sich durchaus nichts Unglaubliches enthält, und der zur historischen Wahrheit weiter nichts fehlt, als ein von der Sage unabhängiges Zeugniß, um ihre Wirklichkeit zu erweisen. So hat namentlich Thucydides an die zehnjährige Dauer des trojanischen Kriegs und an die in Schiffskatalogen angegebene Größe des griechischen Heeres unbedingt geglaubt; aber den Umstand, daß eine so kleine Stadt von einer so großen Armee nicht in kürzerer Zeit eingenommen werden konnte, erklärt er nicht aus der Einmischung der Götter, sondern daraus, daß die Griechen aus Mangel an Unterhalt sich hätten theilen müssen, um Getreide auf dem Chersones zu bauen, und durch Eroberung der benachbarten Städte das Fehlende zu ergänzen. Diese Theorie wurde von dem Messanier Euemerus (zur Zeit Kassanders von Macedonien) auf die Spitze getrieben, der — vielleicht nur

in der Absicht, mit einer literarischen Paradoxie Aufsehn zu erregen — zuerst ausführte, alle Götter und Heroen seien nur ungewöhnliche hochbegabte Menschen gewesen, die nach ihrem Tode göttliche Verehrung erlangt hätten. Kein Buch ist später den christlichen Apologeten so willkommen gewesen, als die Uebersetzung, die der alte römische Dichter Ennius, der Freund des ältern Scipio von dieser „heiligen Geschichte" des Euemerus veranstaltet hatte; sie fanden hier den Boden für ihre Bemühungen geebnet und erklärten den bei den Griechen als Atheisten Verrufenen für einen ausgezeichneten Geschichtschreiber.

Grotes Kritik dieser Methode ist meisterhaft. Das Aeußerste, sagt er, was wir durch sie erreichen können, ist, daß wir durch Entkleidung der Mythe von allem Wunderbaren und Uebernatürlichen zu einer Reihe von wirklichen Ereignissen gelangen, die vielleicht wirklich vorgekommen sein mögen, und gegen die kein innerer Einwand erhoben werden kann. Das ist genau der Charakter eines gut geschriebenen modernen Romans (z. B. des Robinson), dessen ganze Erzählung von der Art ist, daß sie sich im wirklichen Leben ereignet haben kann; es ist wahrscheinliche Dichtung und nichts darüber. Die halbhistorische Theorie bringt es dahin (so hat es Zoega gut ausgedrückt), daß das Wunder aufhört, Wunder zu sein, ohne deshalb zur historischen Thatsache zu werden. Denn um dies zu bewirken, ist auch das höchste Maß innerer Wahrscheinlichkeit nicht hinreichend, ein äußeres an sich glaubliches Zeugniß wird dazu erfordert. Ein Mann, der uns sagt, daß an dem Tage der Schlacht von Plataä auf der Stelle Regen fiel, wo nun die Stadt Neuyork steht, wird Glauben weder verdienen, noch erhalten, weil er nicht die Mittel gehabt haben kann, sich von diesem Vorgange in Kenntniß zu setzen, obgleich die Angabe an und für sich nicht im mindesten unwahrscheinlich ist. Andrerseits können an sich sehr unwahrscheinliche Angaben durch genügende Zeugnisse als Wahrheit erwiesen werden; so ist die Durchgrabung des Athos auf Befehl des Xerxes nnd die Durchsegelung dieses Kanals durch die persische Flotte an sich sehr unwahrscheinlich, und deshalb von Juvenal als ein Beispiel griechischer Lügenhaftigkeit angeführt worden; aber sie ist so gut bezeugt, daß jetzt niemand an der Wahrheit der Thatsache zweifelt. Der trojanische Krieg, wenn man alles daraus wegläßt, was Thucydides daraus weggelassen hat, ist nicht unwahrscheinlicher als die Kreuzzüge; aber für die Wirklichkeit der Kreuzzüge haben wir genügende Zeugnisse der Zeitgenossen, für die des trojanischen Krieges kein anderes, als das der Sage. Wenn wir dieser nun für einen Theil ihres Berichtes die Autorität absprechen, mit welchem Recht legen wir ihr für einen andern Theil Autorität bei? Man hat den allgemeinen Glauben der Griechen an diese und andre Sagen als genügenden Beweis für das Vorhandensein einer zu Grunde liegenden Thatsache angesehn. Aber der Volksglaube bedarf zu seiner Entstehung einer solchen keineswegs, und wenn er

überhaupt für etwas zählt, zeugt er nicht für einen beliebig auszuweisenden Theil der Mythen, sondern für die ganzen und buchstäblichen Mythen. Von hundert Hindus glauben neunundneunzig, daß über die Insel Ceylon ein Ungeheuer, Namens Rawun herrschte, und daß eine von demselben entführte Prinzessin durch den berühmten Affengeneral Hamunan befreit worden sei; denn diese und ähnliche merkwürdige Geschichten stehen geschrieben, und nach dem Glauben der Hindus ist jedes Wort, das überhaupt im Sanskrit geschrieben ist, entweder von der Hand der Gottheit geschrieben oder doch durch sie inspirirt. Wird man auch hier, um den Affengeneral zu einer historischen Persönlichkeit zu machen, annehmen, er und seine Soldaten haben vielleicht ein etwas barockes Aeußere gehabt, wodurch sie sich die Satire ihrer Feinde zugezogen hätten?

Der weitverbreitete Glaube, daß den Mythen eine factische Basis zu Grunde liegen müsse, beruht darauf, daß moderne Kritiker unwillkürlich ihren eignen historischen Sinn, ihren eignen Maßstab für Annahme und Verwerfung überlieferter Dinge auf das mythenbildende Zeitalter übertragen; daß sie sich nicht entschließen können, diesem Zeitalter einen Grad von Leichtgläubigkeit beizulegen, der damals ebenso natürlich war, als er heutzutage unmöglich wäre. Jene Zeit war nicht blos unfähig, den Unterschied zwischen bezeugten Thatsachen und (für sie) wahrscheinlichen Dichtungen zu erkennen, sie hatte auch nicht einmal den Trieb und das Bedürfniß es zu thun. Ihr Glaube stand nicht als ein geistiger Act allein, er war aufs engste mit lebhafter Einbildungskraft und erregbarem Gefühl verbunden, und überall, wo die so empfänglichen Geister starke Eindrücke empfingen, folgte der Glaube unbewußt mit Nothwendigkeit.

Es ist außerdem (ich führe hier wieder Grotes eigene Worte an) eine sogar in unserm vorgeschrittenen Zeitalter viel zu umfangreich und unterscheidungslos angewandte Voraussetzung, daß nothwendigerweise etwas wahr sein muß, wo viel geglaubt wird, daß geglaubte Dichtung sich immer auf eine Basis historischer Wahrheit stützen müsse. Der Einfluß der Einbildungskraft und des Gefühls beschränkt sich nicht einfach auf den Proceß, Erzählungen, die ursprünglich auf eine Thatsache begründet sind, umzuschaffen, zu verändern oder auszuschmücken, er wird oft ohne eine solche vorläufige Basis neue eigne Erzählungen schaffen. Wo es ein Gefühl gibt, das alle Menschen, die in einer Gesellschaft leben, durchdringt, mag es ein religiöses oder politisches sein, mag es Liebe, Bewunderung oder Abneigung sein, da werden alle Ereignisse, die dieses Gefühl in ein helles Licht zu setzen suchen, mit Begierde begrüßt, reißend in Umlauf gesetzt und in der Regel leicht geglaubt. Wenn wirkliche Ereignisse nicht zur Hand sind, so wird man ergreifende Dichtungen erfinden, um das Verlangen zu befriedigen. Die vollkommene Uebereinstimmung solcher

Dichtungen mit dem vorherrschenden Gefühle nimmt die Stelle eines bestätigenden Zeugnisses ein und veranlaßt die Menschen, sie nicht nur mit gläubigem Vertrauen, sondern auch mit Vergnügen zu vernehmen; sie in Frage zu stellen und einen Beweis zu verlangen ist eine Arbeit, die nicht unternommen werden kann, ohne auf Widerspruch zu stoßen. Reichliche Belege für diese Neigung des menschlichen Geistes liefern die unzüchtigen religiösen Sagen, die in verschiedenen Theilen der Welt Circulation erlangt haben und an denen kein Land fruchtbarer war als Griechenland; Sagen, die ihren Ursprung nicht in besondern, falsch erzählten und übertriebenen Thatsachen hatten, sondern in den die Gesellschaft durchdringender frommen, durch strebsame, phantasievolle Geister in eine Erzählung übertragenen Geschichten; Sagen endlich, in denen nicht nur die Ereignisse, sondern oft auch die Personen unwirklich sind, in denen jedoch das sie erzeugende Gefühl, das sich seinen eignen Stoff so wie seine eigne Form schafft, deutlich erkennbar ist. Auch andere Gefühle werden ebensogut wie die religiösen, vorausgesetzt daß sie lebhaft und weit verbreitet sind, ihren Ausdruck in einer cursirenden Erzählung finden und Theile des allgemeinen Volksglaubens werden; jeder gefeierte und bekannte Charakter ist die Quelle von tausend Dichtungen, die seine Eigenthümlichkeiten als Muster aufstellen. Und wenn es wahr ist, wie meiner Meinung nach die gegenwärtige Bemerkung zeigen wird, daß diese schöpferische Thätigkeit auch jetzt noch sichtbar und wirksam ist, in einer Zeit, wo die Materialien echter Geschichte reichhaltig sind und kritisch studirt werden, so ist unser Schluß noch weit mehr verbürgt, daß in Perioden ohne die Kenntniß eines historischen Zeugnisses und voll von dem Glauben an göttliche Eingebungen über die Zukunft und Vergangenheit, rein erdichtete Erzählungen leicht ein zweifelloses Vertrauen erlangen werden, wenn sie nur wahrscheinlich und mit den vorgefaßten Ideen der Zuhörer in Einklang sind.

Am schlagendsten beweisen für die Wahrheit dieser Deduction Beispiele ähnlicher Vorgänge aus Zeiten, die uns näher liegen, und über deren Natur gegenwärtig niemand im Zweifel ist. Bekanntlich leiten die alten englischen Chronisten die Abstammung ihrer Nation von dem Trojaner Brutus ab, und verzeichneten von da ab die Könige bis auf Julius Cäsar in regelmäßiger chronologischer Folge mit den bezüglichen Jahreszahlen. Als sich zuerst Zweifel gegen die Wahrheit dieser Ueberlieferung erhoben, wurde sie genau mit denselben Gründen vertheidigt, mit denen jetzt die Behauptung begründet wird, etwas Wahres müsse den griechischen Heldensagen zu Grunde liegen. Die Worte, mit denen Milton in seiner Geschichte Englands seine Ansicht hierüber ausspricht, könnten heute vor einem mit festen Glauben an die Realität von Cecrops, Kadmus, Danaus und ihres Gleichen erfüllten Alterthumsforscher geschrieben sein: nur daß das Räsonnement dieser altgläubigen Herren nicht immer so rationell ist, als das des Dichters des verlornen Paradieses. Man

höre Milton selbst. Nachdem er kurz die Sagen von Samothes, dem Sohne Japhats, Albion, dem Sohne Neptuns u. s. w. berührt hat, fährt er fort: „Der Brutus aber und sein Geschlecht mit allen seinen königlichen Nachkommen bis zum Auftreten Julius Cäsars können wir nicht so leicht beseitigen, nicht so leicht die lange fortgeführten Stammbäume, Gesetze und Thaten, die nicht schlechthin erborgt zu sein scheinen und die keinen geringen Eindruck auf den allgemeinen Glauben gemacht haben; sie werden von vielen vertheidigt, nur von wenigen gänzlich geläugnet. Denn obgleich Brutus und der ganze Anspruch auf die Abstammung von Troja aufgegeben ist, da man sah, daß diejenigen, die zuerst für uns einen berühmten Ahnherrn erfanden, anfangs mit dem Consul Brutus zufrieden waren, bis eine bessere Erfindung, wiewol nicht geneigt den Namen fahren zu lassen, sie lehrte, ihn in ein fabelhafteres Zeitalter zu entfernen, und daß sie hierdurch auf die Sagen von Troja stoßend da den Stammbaum anfügten, aus dem Streben die Briten aus derselben Quelle herzuleiten wie die Römer: so kann man doch nicht ohne zu große Ungläubigkeit annehmen, daß diese alten eingebornen Könige nie wirkliche Personen gewesen seien, oder daß sie in ihrem Leben nicht wenigstens einen Theil von dem, was überliefert ist, sollten gethan haben. Aus diesen und den oben erwähnten Gründen habe ich das, was bei so vielen Billigung erlangt hat, nicht übergehen mögen. Ob es gewiß oder ungewiß ist, das möge von der Glaubwürdigkeit derer abhängen, denen ich folgen muß; so weit als es sich von dem Unmöglichen oder Abgeschmackten fern hält, und von alten Schriftstellern aus ältern Büchern belegt wird, weigere ich mich nicht, es als den gehörigen und geeigneten Gegenstand der Geschichte anzuerkennen."

Dies Räsonnement, welches von dem Grundsatz ausgeht, daß, wo viel Dichtung ist, auch einige Wahrheit sein müsse, wird heute noch immer wiederholt, zwar nicht mehr in Bezug auf die Nachkommen des Königs Brutus, aber doch mit Bezug auf die Urgeschichte Roms und das Sagenzeitalter Griechenlands. So oft eine Ueberlieferung, die lange Zeit entweder als reine Geschichte oder als Conglomerat von Geschichte und Sage gegolten hat, völlig umgeworfen wird, erhebt sich ein allgemeines Wehklagen aller guten Seelen über diesen gemüthlosen Skepticismus, dem nichts heilig ist, und diese sophistische Hyperkritik, die das von so vielen trefflichen Autoren Bezeugte zu verdächtigen wagt. Ist der Angriff gegen die Ueberlieferung so mächtig und unwiderstehlich, wie ihn Niebuhr gegen die Urgeschichte Roms machte, so kann man freilich nicht gradezu widersprechen, wenn man nicht alles Urtheils baar ist (wie z. B. in diesem Punkt die meisten italienischen Gelehrten); aber schwache Gemüther können sich ebensowenig entschließen, der süßen Gewohnheit des Glaubens völlig zu entsagen, als gegen die bündigen Beweise der negirenden Kritik sich ganz zu verstocken. Sie suchen wenigstens einen Theil zu retten und behaup-

ten, wenn auch vieles, so könne doch nicht alles erfunden sein. Grote hat richtig vorausgesehn, daß seine Behandlung der griechischen Sagengeschichte das Mißvergnügen vieler Leser erregen werde: sowol ein englischer als ein deutscher Recensent haben getadelt, daß er die Nothwendigkeit einer thatsächlichen Basis der Mythen in Abrede gestellt hat. Daß sie eine thatsächliche Basis haben können, hat er nirgend geleugnet; aber wol, daß der etwaige factische Inhalt von uns ermittelt werden kann, da wir nicht im Stande sind, ihn von der Dichtung zu sondern, mit der er innig verknüpft ist.

Unter den Erzählungen der griechischen Sage, die von jeher nur als ausgeschmückte Geschichte angesehn worden sind und es noch heute werden, nimmt der trojanische Krieg die erste Stelle ein, der noch immer in unsern chronologischen Tabellen als eine stattliche Ausfüllung des fernen Jahrzehnts von 1197 bis 1187 vor Christus prangt. Aber für die rationelle Kritik ist auch er nur eine Sage und nichts weiter. Ob diese Sage auf einem wirklichen Factum, einer wirklichen Expedition von Griechen gegen Asiaten beruht oder nicht, das können wir hier, wie in jedem andern ähnlichen Fall, weder bejahen noch verneinen. Die Sage ist unsre einzige Berichterstatterin. Wir versagen ihr den Glauben für den interessantesten Theil ihrer Erzählung; wir glauben nicht, daß die schöne Helena die Ursache des Krieges war — schon Herodot war überzeugt, daß sie nicht in Trojas Mauern gewesen sei, weil ja die Trojaner und Priamus hätten verrückt sein müssen, hätten sie sie nicht ausgeliefert — noch an die Hilfe der Amazonen, noch an den Sohn der Eos, noch an das hölzerne Pferd. Wollen wir also consequent sein, so dürfen wir ebensowenig das Uebrige auf das Zeugniß der Sage allein glauben, und ein andres gibt es nicht. Die Möglichkeit eines Krieges, aus dem sie entsprungen sein könnte, kann nicht geleugnet, aber die Gewißheit ebensowenig behauptet werden.

Jeder Versuch, eine sagenhafte Ueberlieferung als geschichtliches Factum zu behandeln, deckt sogleich eine Menge von Widersprüchen und Unmöglichkeiten auf. Die Sage kehrt sich bei ihren Erfindungen nie an die Gesetze der Wirklichkeit, sie fragt weder nach den Schranken der Zeit noch des Raums. Legt man also den Maßstab realer Voraussetzungen an ihre Erzählungen, so erscheint als ein monströses Durcheinander wunderlich gestalteter Trümmern, was in der Ferne und in ungewissem Dämmerlicht betrachtet ein glänzendes, imposantes, farbenprangendes Gebäude war. Die historische Kritik einer Sage oder eines Gedichts, das die Sage zum Gegenstand hat, ist ebenso widersinnig wie die Betrachtung einer auf Fernwirkung berechneten Farbenskizze durch das Mikroskop.

Diese Widersinnigkeit hat sich Napoleon zu Schulden kommen lassen, als er in seiner unfreiwilligen Muße zu St. Helena sich herabließ, das zweite Buch der virgilischen Aeneide zu kritisiren, und seine Bemerkungen, so sehr sie

die Unmöglichkeit seiner Methode und die Unanwendbarkeit einer solchen Beurtheilung auf eine solche Erzählung zeigen, sind zugleich höchst charakteristisch für die durchdringende Schärfe, mit welcher dieser große Geist die Gegenstände seiner Aufmerksamkeit zergliederte.

„Die Krieger," dictirte Napoleon seinem Kammerdiener Marchand*), „die in dem hölzernen Pferde, das Sinon öffnet, eingeschlossen sind, kommen nicht eher heraus, als bis die griechische Flotte das Heer ans Land gesetzt hat; diese verläßt aber Tenedos nicht eher, als bis alles schläft und die Nacht finster ist, also nicht vor ein Uhr Morgens; überdies würde die trojanische Wache nicht vor dieser Zeit eingeschlafen gewesen sein, so daß Sinon die Thür des hölzernen Pferdes hätte öffnen können. Folglich geht die gänzliche Zerstörung Trojas, wie sie in diesem Buch beschrieben ist, zwischen ein Uhr und Sonnenaufgang vor sich d. h. in drei oder vier Stunden. Dies ist absurd. Um Troja einzunehmen, zu verbrennen und zu zerstören, waren mindestens vierzehn Tage erforderlich. Troja besaß eine Armee; diese Armee verließ die Stadt nicht, sie muß sich also in allen Palästen vertheidigt haben. Aeneas, der in seines Vaters Palast in einem Gehölz eine halbe Lieue von Troja entfernt wohnt, erfährt die Einnahme und Verbrennung der Stadt durch Hectors Geist. Selbst wenn das Haus des Anchises zwei Lieues entfernt gewesen wäre, würde der Lärm des Getümmels bei der Einnahme der Stadt und die Hitze des Brandes Menschen und Thiere erweckt haben. Troja fiel nicht in einer Nacht, besonders einer so kurzen, und selbst wenn die vertheidigende Armee die Stadt geräumt hätte, hätte die griechische mehre Tage bedurft, um sie in Besitz zu nehmen und zu zerstören. Aeneas war nicht der einzige Krieger in Troja, und doch spricht der Dichter von keinem andern. Die zahlreichen Helden, die in der Iliade eine so glänzende Rolle spielen, müssen im Stande gewesen sein, jeder den Bezirk seiner Wohnung zu vertheidigen.

Ein Thurm, dessen Spitze zum Himmel ragte, muß ohne Zweifel von Stein gebaut gewesen sein; man begreift nicht, wie Aeneas ihn in wenig Augenblicken und mit der Hilfe einiger eiserner Hebel auf die Köpfe der Griechen herabstürzen konnte. Hätte Homer die Einnahme Trojas beschrieben, so würde er sie nicht wie die Einnahme eines Forts behandelt, sondern die nöthige Zeit verwendet haben d. h. mindestens acht Tage und acht Nächte. Wenn man die Ilias liest, fühlt man überall, daß Homer den Krieg aus eigner Erfahrung kannte, und daß er nicht wie seine Commentatoren sagen, sein Leben in den Schulen von Chios zubrachte: wenn man die Aeneide liest, fühlt man, daß es das Werk eines Buchgelehrten ist, der das wirkliche Leben nicht kannte. Es ist unbegreiflich, was Virgil bewegen konnte, die Einnahme,

*) Aus dem précis des guerres de César par Napoléon, écrit par M. Marchand à l'île Sainte Helène sous la dictée de l'empereur. Paris 1836.

Verbrennung und Plünderung Trojas in wenigen Stunden anzufangen und zu beenden! Nach seiner Darstellung soll sogar überdies noch in dieser kurzen Zeit der ganze Reichthum der Stadt in Centralmagazine zusammengebracht worden sein. Das Haus des Anchises muß sehr nahe bei der Stadt gewesen sein, denn während dieser wenigen Stunden und troß des Gefechts geht Aeneas mehrmals dahin. Scipio brauchte siebzehn Tage, um Karthago zu verbrennen, obwol es von seinen Bewohnern verlassen war; der Brand von Moskau dauerte elf Tage, obwol es größtentheils aus Holz gebaut war; und bei einer Stadt von solcher Größe bedarf die erobernde Armee mehre Tage zur Besitznahme. Nun war Troja eine große Stadt; denn die Griechen, die 100,000 Mann hatten, machten nie den Versuch, sie zu blokiren. Als Aeneas in derselben Nacht nach Troja zurückkehrt, findet er Ulysses die durch die Plünderung aufgehäuften Schätze bewachend. Dazu allein waren vierzehn Tage erforderlich, und mitten in dem Tumult einer mit Sturm genommenen Stadt unterhält man sich nicht damit, Schätze in Centralmagazine zusammenzuschleppen.

Bei Tagesanbruch, sagt der Dichter, trifft Aeneas wieder mit seinen Gefährten zusammen. Folglich ist zwischen ein und vier Uhr Morgens d. h. in drei Stunden Folgendes vorgegangen. Aeneas ist nach Troja gegangen, hat alle Kämpfe mitgemacht, die er beschreibt, hat Priamus Palast vertheidigt, ist zurückgekehrt, um Kreusa in der Stadt zu sehn, und hat sie vollständig erobert gefunden, so daß nirgend mehr Widerstand geleistet wird, auf allen Punkten vom Feinde besetzt, völlig durch Feuer zerstört, und die für die Beute bestimmten Magazine bereits geschlossen. So sollte kein epischer Dichter verfahren, und so ist der Gang der Ereignisse nicht in der Iliade. Agamemnons Tagebuch würde nicht genauer sein in Bezug auf Entfernungen und Zeiten und die Wahrscheinlichkeit militärischer Operationen als dieses epische Meisterstück ist."

Bei dieser Vergleichung von Homer und Virgil, die so sehr zu Gunsten des erstern ausfällt, ist das freilich wahr, daß die Schilderungen der Kämpfe in der Iliade überall Autopsie solcher Scenen voraussetzen, was in der Aeneide nicht der Fall ist; und daß sie folglich auch abgesehn von der unendlich größern Begabung der homerischen Dichter eine ganz andere Realität haben, als die Phantasiegemälde Virgils. Will man jedoch die Iliade wie ein Tagebuch des commandirenden Feldherrn beurtheilen, so wird man auf nicht viel weniger Unmöglichkeiten und Absurditäten stoßen, als in der Aeneide, und wie wenig begründet Napoleons Lob ist, zeigt jede in Wolfs oder Lachmanns Sinne geschriebene Kritik der Iliade. Bekanntlich hat Lachmann die Widersprüche grade in Bezug auf Zeit und Raum und die militärischen und andere Unwahrscheinlichkeiten so groß gefunden, daß er daraus die Entstehung des Gedichts aus vielen ursprünglich nicht zusammenhängenden Balladen oder Liedern gefolgert hat. Einige von diesen Unmöglichkeiten sind in der That so in die

Augen fallend, daß sie sich nur aus dem Bestreben erklären lassen, Gesänge, die auf verschiedenen Voraussetzungen beruhten, miteinander zu verbinden. So wird z. B. im siebenten Buch der Ilias die Mauer, die das ganze griechische Lager umzieht, nebst dem dazu gehörigen Graben in einem Tage fertig, offenbar ein späterer Zusatz, um die folgenden Gesänge, in denen eine Mauer vorkommt, mit den ersten sieben, in denen keine Spur davon ist, in Einklang zu bringen. Von andern kaum minder großen Unwahrscheinlichkeiten gestand jedoch selbst Lachmann, der Dichter habe sie sich erlauben dürfen, weil es die Oekonomie des Gedichts verlangt hätte, z. B. läßt sich Priamus im zehnten Jahr der Belagerung von Troja von Helena die hervorragendsten griechischen Helden nennen, die er doch viel genauer hätte kennen sollen, als für ihn wünschenswerth war. Während nun aber bei diesen beiden Beispielen die Kritiker aller Farben im Ganzen übereinstimmen, daß die erste eine unerlaubte, die zweite eine erlaubte sei, können sie sich in hundert andern Fällen nicht einigen.

Merkwürdig ist übrigens, daß Napoleon nicht nur bei der Angabe der Zeit für den Brand von Karthago, sondern auch für den von Moskau geirrt hat. Die Zahl der Tage, welche der erstere dauerte, kann nicht genau ermittelt werden, der letztere aber fing in der Nacht vom 14. auf den 15. September an und hörte den 20. auf.

Wenn die Schilderung der Eroberung von Troja nicht nach strategischen Principien beurtheilt werden darf, so zeigen Napoleons Bemerkungen über das hölzerne Pferd noch schlagender die Unstatthaftigkeit seiner Kritik. „Das hölzerne Pferd," sagt er, „mag eine Volkssage gewesen sein, aber diese Sage ist lächerlich und eines epischen Gedichts ganz unwürdig. Nichts Aehnliches kommt in der Iliade vor, wo alles der Wirklichkeit und den Gesetzen des Krieges angemessen ist. Wie kann man annehmen, daß die Trojaner so einfältig gewesen sein werden, nicht einmal ein Fischerboot nach der Insel Tenedos zu schicken, um zu ermitteln, ob die 1000 Schiffe der Griechen dort geblieben waren, oder sich wirklich entfernt hatten? Aber in der That konnte der Ankerplatz von Tenedos von der Spitze der Thürme von Troja gesehn werden. Wie kann man glauben, daß Ulysses und die ausgewählten Leute der Griechen so sinnlos gewesen sein sollten, sich selbst in das hölzerne Pferd einzuschließen, das heißt, sich mit gebundenen Händen und Füßen ihren unversöhnlichen Feinden zu überliefern? Angenommen, daß das Pferd nur 100 Krieger enthielt, so muß sein Gewicht enorm gewesen sein, und es ist nicht wahrscheinlich, daß es selbst von dem Seestrande bis zu den Mauern von Troja in einem Tage gebracht werden konnte, besonders da es über zwei Flüsse geschafft werden mußte."

„Die ganze Episode von Sinon ist unwahrscheinlich und absurd; der Aufwand von Talent, den Virgil macht, und die Schönheit der Rede die er ihm

in den Mund legt, vermindern die Absurdität durchaus nicht. Aber es ist freilich nothwendig, daß das Pferd in die Stadt an demselben Tage gebracht wird, an dem die Griechen sich entfernen; denn sonst würde es noch unglaublicher sein, daß 1000 griechische Schiffe so nahe bei Troja verborgen bleiben konnten."

„Die schöne und fesselnde Episode von Laokoon bedarf keines Lobes, kann aber die Abgeschmacktheit in der Handlungsweise der Trojaner nicht vermindern; denn es wäre leicht gewesen, das hölzerne Pferd wenige Tage an seinem Platz im freien Felde zu lassen und sich zu versichern, daß die feindliche Flotte wirklich davon gesegelt sei, ehe man daran ging die Mauern einzureißen, um das hölzerne Pferd in die Stadt zu lassen."

Freilich ist die Handlungsweise der Trojaner nach strategischen Principien nicht zu entschuldigen. Aber abgesehn davon, daß sie nach diesen ebensowenig beurtheilt werden darf, als die Kämpfe der Ritter von der Tafelrunde oder der Nibelungen, bedarf es wol kaum noch einer Erinnerung, daß grade die Bethörung der Trojaner, die sie selbst zum Werkzeuge ihrer eignen Vernichtung macht, ein wesentliches Moment der Sage ist. Auch hier ist übrigens wieder die Herabsetzung Virgils gegen Homer ungerecht; denn wenn in der Iliade das hölzerne Pferd nicht vorkommt, so geschieht dies nur darum, weil die Eroberung Trojas in dem Gedicht nicht erzählt wird; in der Odyssee aber wird es ganz ausdrücklich erwähnt.

Die alten Erklärer Virgils, welche die Sache von demselben Standpunkt aus betrachteten, als Napoleon, haben verzweifelte Anstrengungen gemacht, um das hölzerne Pferd zu retten, ohne die historische Wahrscheinlichkeit aufzugeben. Einige sagen, es sei eine Belagerungsmaschine gewesen, die den Namen Pferd geführt habe, so wie andre Widder und Schildkröten hießen, andre, über dem Thor, das der Verräther Antenor den Griechen öffnete, sei als Erkennungszeichen ein Pferd gemalt gewesen; noch andere, daß „Pferd" die griechische Parole beim Sturm gewesen sei; endlich gab es auch die für einen Taktiker haarsträubende Erklärung, Troja sei in einem Cavaleriegefecht eingenommen worden. Aber dergleichen Lächerlichkeiten sind die unvermeidlichen Consequenzen der Voraussetzung, daß ein historischer Kern in jeder Sage enthalten sein müsse, und daß es möglich sei, ihn aus seinen Hüllen herauszulösen.

Geschichte der deutschen Kaiserzeit.

Von Wilhelm Giesebrecht. Zweiter Band. Erste Lieferung. Geschichte Heinrichs II. und Konrads II. Braunschweig, Schwetschke und Sohn. —

Der Verfasser dieses Werks hat in der letzten Zeit die durch Drumanns Rücktritt erledigte Professur der Geschichte in Königsberg erhalten. In wieweit er die Fächer der alten Geschichte und der Culturgeschichte, um die sich Drumann seiner Zeit ein so eigenthümliches Verdienst erworben hat, ausfüllen wird, muß die Zeit lehren. Wenn aber das Verdienst des Geschichtforschers hauptsächlich im gründlichen, gewissenhaften und allseitigen Quellenstudium beruht, so dürften wol wenige so geeignet sein, der Universität den ehrenvollen Ruf zu erhalten, den der Verfasser der römischen Geschichte sich und seiner Stelle erworben hat. Die deutsche Kaisergeschichte, von der uns gegenwärtig schon ein sehr umfangreicher Theil vorliegt, läßt in Bezug auf die Gediegenheit der Forschung nichts zu wünschen übrig. Wenn der Verfasser fortfährt, das ungeheure Gebiet der deutschen Geschichte in einer ähnlichen monographischen Weise zu behandeln, so wird das Werk in dieser Beziehung ohne Gleichen dastehen, und wir werden endlich für die umfangreichen Vorarbeiten, die jetzt schon über ein Menschenalter hinaus nicht blos mit der ganzen Energie des deutschen Fleißes, sondern auch mit dem eindringenden Verständniß einer systematischen Schule fortgesetzt werden, einen würdigen Abschluß finden.

Freilich geht der Geschichtschreiber nicht ganz in den Geschichtforscher auf, und hier haben wir schon bei der Anzeige des ersten Bandes auf einige Bedenken hingedeutet, die auch durch diese neue Lieferung nicht ganz beseitigt sind. Versinnlichen wir uns zunächst den Zweck des Werks, so kann kein Zweifel darüber obwalten, daß es nicht blos für die Gelehrten, sondern für das größere Publicum bestimmt ist; und in der That, welcher Stoff könnte würdiger sein, die fortdauernde Theilnahme der Nation sich zu erwerben, als ihre eigne Geschichte. Freilich wird man voraussetzen müssen, daß der Umfang des Werks weit über die Gewohnheiten des Lesepublicums hinausgehen wird. Es hat sich aber bei mehren neuern Schriften gezeigt, daß dieser Umfang nur ein scheinbarer Uebelstand ist. Wenn sich das Publicum für den Stoff und die Behandlung wirklich interessirt, so läßt es sich durch die Zahl der Bände nicht abschrecken. Für die Geschichte wie für das Epos ist eine gewisse Breite nothwendig, und eine Schreibart wie die von Ranke und Mommsen, die, so verschieden sie in ihrem Wesen sein mögen, darin übereinkommen, daß sie nur für den Kenner arbeiten, kann niemals die allgemeine werden. Es ist nicht nöthig, daß in jedem neuen Werk so viel neue geistvolle, frappante Gesichtspunkte und Perspectiven eröffnet werden, als es bei jenen beiden

Geschichtschreibern der Fall ist. Aber Eins wird man vom Geschichtschreiber mit Recht verlangen: er muß gut zu erzählen verstehen.

Und hier ist nicht zu leugnen, daß wir Deutsche sowol die Engländer als die Franzosen zu beneiden haben. Wenn wir mit Freude darauf hindeuten konnten, daß die neueste Zeit in der Geschichtschreibung einen außerordentlichen Fortschritt repräsentirt, so merkt man doch auch bei den besten Werken die Anstrengung heraus, sich aus der Gewohnheit der philosophischen Betrachtung und der Reflexion zu befreien und einfach darzustellen. Wir haben vor einigen Wochen den französischen Geschichtschreiber Thierry analysirt, der freilich unter den Franzosen der glänzendste ist, und dem in der Kunst des Stils nur noch Macaulay zur Seite steht. Es ist nun eine charakteristische Erscheinung, daß sich grade unter unsern strengen Gelehrten gegen diese beiden Männer ein großes Mißfallen regt. Man sucht mit Behagen die einzelnen Schnitzer hervor, die sie gemacht haben, und die sie in der That hätten vermeiden sollen, aber es steht dann fast so aus, als ob ihre ganzen Werke aus solchen Schnitzern beständen. Ja es gibt gewichtige Stimmen in Deutschland, die sich über Thierry und Macaulay so aussprechen, als ob man es mit leichtsinnigen Schöngeistern der gewöhnlichen Art zu thun hätte. Das Volk hat anders geurtheilt, und mit Recht. Die einzelnen Fehler, die sie gemacht haben, sind leicht zu verbessern; man kann sie allenfalls in der Form eines Druckfehlerverzeichnisses in den Nachtrag bringen; die hinreißende Gewalt der Beredtsamkeit, die sie auszeichnet, wird dadurch nicht verkümmert. Allerdings liegt in der Neigung, schön und interessant darzustellen, ein Bedenken, denn auch das kann man handwerksmäßig betreiben, wie uns das Beispiel von Capefigue, Lamartine und vielen andern leichtsinnigen französischen Geschichtschreibern zeigt; aber im Grund ist es doch nur ein Mißverständniß, wenn man in diesem Fall von einer schönen Darstellung redet. Schön ist die historische Darstellung nur dann, wenn sie dem Gegenstand vollständig entspricht.

Sowol die Engländer wie die Franzosen sind durch ihre Sprache sehr begünstigt; die Engländer durch ihre Fertigkeit in der humoristischen Darstellung, die schon im Glossar ihnen einen unendlich reichen Schatz von Farbe und Detail gibt. Wenn sie eine Situation im Einzelnen ausmalen wollen, steht ihnen eine überreiche Fülle sinnlicher Anschauungen zu Gebote, und in der Gruppirung derselben haben sie eine sehr sichere Technik erworben. Die Franzosen dagegen sind durch die vielgeschmähte Akademie und den vielgeschmähten Boileau daran gewöhnt, schnell und augenblicklich eine zweckmäßige Wahl zu treffen. Ein Franzose würde es nicht wagen, seinem Auditorium so viel Details vorzuführen, als Macaulay, denn dazu würde es demselben an Geduld fehlen; aber mit sicherm Blick entdeckt er bei der ersten Bekanntschaft mit seinem Gegenstand die charakteristischen Züge und stellt sie in strenger logischer

oder militärischer Ordnung so zusammen, daß die innern Beziehungen klar hervortreten. Er wird oft vorschnell sein und den Abschluß machen, ehe er die nöthigen Vorarbeiten beendet hat, aber er wird wenigstens stets im Stande sein, das, was er weiß oder was er glaubt, seinen Lesern deutlich zu machen. Die schlechten Schriftsteller, die sich neuerdings in einer halbbelletristischen Form über ernsthafte Gegenstände auslassen, treten aus dem eigentlich französischen Geist heraus. Es ist bei ihnen nicht Natur, sondern Koketterie.

Uns Deutschen fehlt in unserer Erziehung das Eine wie das Andere. Die Franzosen und Engländer, welche die richtige Schule durchgemacht haben, dürfen sich ruhig dem Genius ihrer Sprache überlassen, sie haben sich nur um den Inhalt zu kümmern, die Form findet sich von selbst. Die Neuerungen, die man seit dem Ende der zwanziger Jahre in beiden Sprachen eingeführt hat, haben dieselben im Wesentlichen nur bereichert, ihren Charakter aber nicht zerstört. Wir sind dagegen seit einem Menschenalter in der Sicherheit der Sprache keineswegs vorwärts gekommen. Um Lessing und Goethe gar nicht zu erwähnen, wir dürfen nur einen beliebigen Aufsatz von Schlegel in die Hand nehmen, um uns zu überzeugen, wie schwer es uns wird, jetzt auch nur so klar zu schreiben, wie dieser gewiß nicht übertrieben klare Kopf. — Gewiß verdienen Männer wie Grimm, Niebuhr, Hegel, Schelling rc. alle Verehrung; aber denken wir daran, daß jeder von ihnen einen Kreis zahlreicher Verehrer und Nachahmer um sich gesammelt hat, und nehmen wir dann noch etwa Jean Paul und Tieck dazu, die gleichfalls stilistisch einen sehr großen Einfluß ausgeübt haben, so werden wir uns nicht wundern, wenn wir sehen, daß jeder einzelne Schriftsteller sich erst mit Anstrengung eine eigne deutsche Sprache zubereiten muß. Das grimmsche Wörterbuch ist ein staunenswürdiges und für jeden Freund beschaulicher Studien höchst erfreuliches Unternehmen; aber wollte Gott, wir hätten daneben auch ein Dictionnaire de l'academie. Nicht selten ist es bei uns nothwendig, daß die Schriftsteller in den Anhang ein Privatlexikon setzen, ja zuweilen könnte auch eine Privatgrammatik nicht schaden. Es ist leichter, auf den Uebelstand hinzudeuten, als ihn zu beseitigen. So viel ist gewiß, daß bei uns jeder Schriftsteller in den Jahren seiner schöpferischen Kraft die linguistischen Studien nachholen muß, die auf der Schule und Universität zu keinem Abschluß gekommen sind. Es kommt noch ein zweiter Umstand dazu. Es gab eine Zeit in der deutschen Literatur, und sie ist noch nicht ganz vorüber, wo die größten Gelehrten es nicht nur mit ihrer Gelehrsamkeit vereinbar, sondern als charakteristisch für dieselbe hielten, in der Form unbeholfen zu sein, wo sie regelmäßig bei einem ungewöhnlich hervortretenden stilistischen Talent den Verdacht des Dilettantismus schöpften. Wenn die französischen Gelehrten durch ihre Artikel in dem Jorunal de Savants oder auch in der Revue des deux mondes, wenn die britischen Gelehrten durch

ihre Essays in den verschiedenen Reviews die Schätze ihres Wissens der Menge mittheilten, so hielten das unsere Puritaner für eine Entweihung der wahren Wissenschaft und für eine höchst bedenkliche Hinneigung zum Dilettantismus. Wie dem auch sei, die historische Kunst ist durch unsere Enthaltsamkeit gewiß nicht gefördert, und auch nach dieser Seite hin haben wir alle für die Sünden unserer Väter zu büßen.

Herr Giesebrecht hält bei der Bedeutung seiner Sache eine gewisse Würde in der Sprache für nothwendig; sein Stil ist fast durchweg schwungvoll zu nennen. Wir sind mit dem Princip einverstanden, können aber nicht leugnen, daß er sich dadurch seine Sache noch erschwert hat. Männer wie Schlosser, die einen populären Ton anschlagen, sind darin viel glücklicher. Was ihrer Form an Würde und Glanz fehlt, gewinnt sie an Eindringlichkeit, an Leben. Giesebrechts Sprache fehlt es vornehmlich an Leben, und wir glauben, daß sie sehr gewinnen wird, wenn er mehr nach Einfachheit strebt. Vereinfachung des Satzbaues, sorgfältige Ausmerzung aller unnützen Adjective und Uebergangswörter, und namentlich Vermeidung der durch Schiller eingeführten schwungvollen Terminologie, die bei einem größern Werk ermüdet, würden wir als äußere Hilfsmittel empfehlen. Freilich müßte auch noch eine sorgfältigere Gruppirung der Erzählungen dazu kommen. Der Geschichtschreiber muß es vermeiden, irgend etwas nebenbei zu erzählen; jede einzelne Geschichte verlangt ein abgerundetes Bild. Die Wärme, mit der sich Giesebrecht z. B. des Kaiser Heinrich II. annimmt, der von den meisten frühern Geschichtschreibern eine üble Behandlung erfuhr, ist an sich sehr achtungswerth, aber sie verführt den Verfasser, in der ganzen Behandlung dieses Kaisers einen erhöhten Ton beizubehalten. Wenn man nun erwägt, daß die spätern Kaiser mit größerm Recht wieder eine ähnliche Wärme der Empfindung und infolge dessen eine neue Erhöhung der Form mit sich führen, so erweckt das für die Stimmung des Ganzen ein ungünstiges Vorurtheil. Man erlaube uns, die Sache mit so nackten Worten als möglich auszusprechen. Der Geschichtschreiber als solcher, abgesehen von den Functionen der Geschichtsforschung und der pädagogischen Wirksamkeit, hat die Aufgabe, das Interesse seines Publicums anzuregen, oder um einen noch stärkern Ausdruck anzuwenden, das Publicum zu amüsiren, wenn auch freilich durch wahre Geschichten. Je streng wissenschaftlicher er früher geforscht hat, desto leichter wird es ihm werden, diesen Zweck zu erreichen, denn desto reicher ist sein Material, aus dem er das Interessante auswählen kann, desto lebhafter gehn ihm die leitenden Gesichtspunkte auf. Die patriotische Empfindung soll er hervorrufen, und das geschieht am besten dadurch, daß er durch lebendige anschauliche Schilderung der Phantasie die Vergangenheit wiederherstellt; aber er soll sie nicht zur Schau tragen; denn einmal ist nicht jede Periode im Stande, zum Ausdruck patriotischer

Gefühle anzuregen, sodann wird durch nichts die Aufmerksamkeit so erschlafft, als durch eine beständige Spannung des Gefühls.

Diese Bemerkungen können natürlich keinen andern Zweck haben, als den Schriftsteller, der sich eine so schöne Aufgabe gestellt hat, darauf aufmerksam zu machen, daß die Form seiner Darstellung etwas zu wünschen übrig läßt. Sein Unternehmen ist die Aufgabe eines ganzen Lebens, und er hat also auch noch in dieser Beziehung hinreichende Veranlassung, dem höchsten Ideal der Kunst nachzustreben.

Das Leben Friedrichs von Gagern.

Das Leben des Generals Friedrich von Gagern. Von Heinrich von Gagern. Dritter Band. Literarischer Nachlaß. Leipzig und Heidelberg. C. F. Wintersche Verlagshandlung. —

Das Buch erregt in uns einen eigenthümlich gemischten Eindruck. Wir sollten uns darüber freuen, einen Charakter kennen zu lernen, an dem das alte Gerede von dem träumerischen Wesen der deutschen Nation zu Schanden wird, einen Charakter, in dem ein heller, durchdringender Verstand mit dem festen, entschlossenen Willen Eins war, in dem ein strenger sittlicher Ernst und eine ruhige Beobachtung der Außenwelt sich paarten, ein Mann in der schönsten Bedeutung des Worts. Wir sollten uns freuen, denn durch diese Kenntniß wird der Schatz unsers Nationalgefühls vermehrt; aber wir müssen immer daran denken, daß wir ihn in einem kläglichen Kampf verloren haben, in einem Augenblick, wo Deutschland nichts mehr Noth that, als ein Mann, der bestimmt wußte, was er wollte, und der wollte, was er wußte. Wir waren damals überreich an Männern von klarer, fein durchgebildeter Einsicht, aber es fehlte ihnen die Elasticität des Entschlusses; an Männern von starker Leidenschaft, aber es fehlte ihnen der gesunde Menschenverstand. Nehmen wir noch dazu, daß dieser Mann, was damals in den Reihen der Liberalen sich so selten fand, der Waffen kundig war und gewohnt, die Soldaten zu behandeln und zu führen, so drängt sich uns immer von neuem der Gedanke auf, vielleicht hätte Friedrich von Gagern der deutschen Geschichte eine ganz andere Wendung gegeben. Alle Achtung vor den großen Gaben seines Bruders, seinem wahrhaft edlen Muth, seiner ritterlichen Hingebung an die Sache, aber er war zu sehr an das parlamentarische Leben gewöhnt, und noch nie hat die parlamentarische Bewegung eine Revolution entschieden. Die besten Köpfe Deutschlands saßen in der Paulskirche zusammen, und nach unsäglicher Arbeit entwickelte sich endlich bei ihnen das Bild eines vernünftigen Zustandes für

Deutschland, und als es fertig war, ergab sich zum allgemeinen Erstaunen, daß diese Entwicklung über die Schranke des Sitzungssaals nicht hinausgegangen war. Es war im Grunde bei der großen französischen Revolution nicht anders. Die weisen Männer der Constituante, der Legislative und des Convents haben die vortrefflichsten Ideen entwickelt, aber diese Ideen wurden als schätzbares Material bei Seite gelegt, und die entscheidenden Fortschritte der Revolution knüpfen sich an den 14. Juli, den 5. October, den 10. August, den 2. Juni; schließlich an den 9. Thermidor und den 18. Brumaire. Solchen Tagen Widerstand zu leisten oder sie auszubeuten, bedarf es Männer, wie wir uns Gagern vorstellen; bloße parlamentarische Redner sind dem Umschwung der Zeiten nicht gewachsen.

Allein es wäre müßig, sich den bittern Empfindungen zu überlassen, die ein solcher Verlust in uns erregt. Wir wollen lieber versuchen, aus den noch unfertigen Ideen, die uns dieser ausgezeichnete Mann hinterlassen hat, Nutzen für unsere eigne Zukunft zu ziehen. Der Schlüssel zu seinem ganzen Wesen ist der letzte kleine Aufsatz S. 616: Der Mann der That. Er schildert darin nicht blos das Ideal, das ihm vorschwebte, sondern sich selbst mit allen Einzelheiten. Es ist an und für sich betrachtet ein glänzendes Bild, die Frucht eines reifen Nachdenkens und einer klaren, ruhigen Selbstbeobachtung. Wir wollen hier nur einige Züge anführen, die für das Verständniß des Uebrigen wesentlich sind. „Sein heller Verstand ist durch wohlgeleiteten Unterricht reichlich ausgestattet; und die Kenntnisse sind in dem Kopfe wohlgeordnet; denn mit durchdringendem Scharfsinn weiß er das Verworrene aufzulösen, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu sondern, die Schnörkel der Wissenschaften abzuschneiden und das, worauf es ankommt, auf den einfachsten Ausdruck zurückzuführen." „Er hat wenig Geschmack, die Erfindungskraft ist gering, und das Spiel der Phantasie ganz dem Willen unterworfen." „Seine Ueberzeugungen sind unabhängig und fest, aber auch Andersdenkende hört er gern und läßt sie ihren Gang gehen; nur wenn es sein Zweck erfordert, bekämpft er ihre Meinungen, hartnäckig und den Widerspruch schwer ertragend." „Seine Geistesrichtung ist praktisch; er will thätig sein. Wenn auch Ehrgeiz ihn anspornt, so ist es ein würdiges Ziel, das er verfolgt: Das Wohl der Menschheit, der Ruhm des Vaterlandes." „Seine Religiosität ist ein ruhiger Vernunftglaube, gleichgiltig gegen Dogmen und Form des Cultus. Die fromme Erhebung der Seele zu Gott erkennt er als das schönste Vorrecht der Menschheit, aber nicht als strenge Pflicht; und weil er von dem unbekannten Jenseits nichts unterscheiden, weil er dort nicht wirken kann, scheint es ihm unnütz, den Blick zu lange darauf zu heften. In Glück, im freudigen Gefühle erhebt sich seine Seele dankbar zu Gott; im Unglück verschließt sie sich; sie kann ihre Leiden nicht klagen, selbst nicht dort oben; und sein einsamer

Schmerz verwandelt sich leicht in Bitterkeit. Die Wechsel des Schicksals trägt er mit Standhaftigkeit."

Diese praktische Richtung aller seiner Gedanken und Empfindungen spricht sich auch in den übrigen Aufsätzen aus, die fast sämmtliche Gebiete der menschlichen Interessen berühren. Gagern hat eine sehr vielseitige Bildung, und es gibt fast keine Frage des öffentlichen Lebens, die ihn nicht zu irgend einer Zeit beschäftigt hätte; aber der Aufwand von speculativem Geist, Witz und Scharfsinn, den man in Deutschland daran zu verschwenden pflegt, läßt ihn kalt, und ohne den Versuch zu machen, durch ein ähnliches Aufgebot geistiger Kräfte seine Gegner zu widerlegen, beseitigt er mit einigen kühnen, sichern Strichen alle unnützen Zuthaten, die den Geist eigentlich nur spielend beschäftigen, und geht schnell auf den Kern der Sache ein, den er mit geübter Hand losschält: schlicht und einfach, ja in der Regel etwas nüchtern — ein beliebter Feuilletonist wäre er nicht geworden; aber überzeugend für jede klare Einsicht. Er hat nicht die Consequenz der Abstraction, die sich in eine einseitige, vielleicht selbst erfundene Idee so weit vertieft, daß sie in der Welt nichts Anderes mehr wahrnimmt; er weiß, daß die Wirklichkeit viele Seiten hat, und läßt keine derselben unbeachtet, aber er bleibt nicht, wie die gewöhnlichen Empiriker, die durch die Masse der Gesichtspunkte zuletzt alle Fähigkeit verlieren, ein Endresultat zu ziehen, bei der Freude über die Mannigfaltigkeit dieser Entdeckungen stehen, sondern er hält an dem großen Princip fest, daß man bei jeder entscheidenden Wahl etwas Wünschenswerthes, vielleicht auch Wichtiges aufopfern muß, und daß es nur darauf ankommt, sich schnell darüber aufzuklären, welche von zwei Seiten die wichtigere sei. Um den Werth dieser Aufsätze, z. B. über die öffentliche Meinung, über die Geschwornen, über den Unterschied der Stände, über die rechte Mitte u. s. w. richtig zu würdigen, muß man in Anschlag bringen, daß sie zum Theil aus den zwanziger, meist aus den dreißiger Jahren herrühren. Seit dieser Zeit sind viele nebelhafte Vorstellungen zerstreut, viele thörichte Illusionen aufgegeben, wir sind im bestimmten und gesetzmäßigen Denken viel weiter gekommen, und doch wenn wir jetzt in allen jenen Fragen von unserm Nachdenken das Facit ziehen, so werden wir fast überall finden, daß Gagern uns nicht blos in Bezug auf das Materielle des Urtheils, sondern auch in dem präcisen Ausdruck vorangeeilt ist. Er stand über seiner Zeit, und die Zukunft wird ihn als einen ihrer Führer ehren.

Für uns, die wir der Literatur ein vorzügliches Interesse schenken, sind zwei Aufsätze höchst interessant: über das Verhältniß der Geschichte zur Philosophie, und über die Aufgabe des Staatsmanns bei den religiösen Bewegungen unserer Zeit, S. 306 und 583. Der erste Aufsatz war 1837 geschrieben, also in einer Periode, wo die Philosophie und namentlich die Philosophie der

Geschichte noch alle Gebildeten auf das lebhafteste beschäftigte, wo selbst die Gegner genöthigt waren, auf die philosophischen Voraussetzungen einzugehen und sich die philosophische Terminologie anzueignen. Seit der Zeit hat sich eine leidenschaftliche Reaction dagegen erhoben, und es scheint ein wahrer Wetteifer eingetreten zu sein, wer am beredtesten und leidenschaftlichsten sein Zeugniß gegen diesen Antichrist ablegen könne. Nehmen wir nun diesen Aufsatz aus dem Jahr 1837 zur Hand, in dem wir keine Spur leidenschaftlicher Bewegung antreffen, am wenigsten religiöse Scrupel, in dem vielmehr die Sache ruhig, kühl, geschäftsmäßig abgehandelt wird, so werden wir mit Verwunderung wahrnehmen, daß die neueste Zeit keinen einzigen Gedanken aufgestellt hat, der zur Sache gehörte und der hier nicht schon ausgesprochen wäre. Der Aufsatz über die religiösen Wirren fällt in die Jahre 1842 und 1843, also in eine Zeit, wo jedermann sich verpflichtet fühlte, im Gegensatz zu Hengstenberg und Strauß, zu Tholuck und Feuerbach ein eignes Glaubensbekenntniß aufzustellen und sich in der Schriftauslegung zu versuchen. Gagern wußte damals schon sehr gut und sprach es aus, daß man einem vernünftigen Menschen so etwas nicht zumuthen könne, daß es nicht darauf ankäme, die Schrift auszulegen, sondern den Thatbestand der religiösen Gesinnung festzustellen und danach seine Maßregeln zu treffen. Sehr weltlich! wird man heutzutage sagen, und doch sind die weltlichen Gesichtspunkte die einzigen, die auch in Beziehung auf die himmlischen Dinge einen Austrag gestatten.

Wahre Perlen sind die beiden Aufsätze über Napoleon und Wellington und der Brief eines kleinstaatlichen Diplomaten an seines Gleichen, den wir in diesen Blättern bereits mitgetheilt haben. Auch aus jener Parallele haben wir Einiges angeführt, doch liegt die glänzendste Seite derselben grade in der Gegenüberstellung der beiden Charaktere, in denen sich der Begriff eines thatkräftigen Mannes in seinen beiden entgegengesetzten Polen entwickelt. Die Charakteristik ist nur kurz, aber sie ist erschöpfend, denn es sind die wesentlichen Gesichtspunkte schlagend hervorgehoben. Von Napoleon sagt er: „Er kannte die Menschen und verschmähte kein Mittel, auf sie zu wirken. Er schmeichelte der Eitelkeit, der Ruhmsucht seines Volkes, und gab ihm die Gleichheit, welche für den Wettlauf auf der Bahn des Glücks jedem die Schranken öffnete. Er hat den Muth und die Stärke des Löwen, aber auch die Schlauheit des Fuchses. Er war fürchterlich in seinem Zorn, aber wo er gewinnen wollte, besaß er die Kunst, durch Liebenswürdigkeit zu bezaubern. Von sich selbst hat er gesagt, daß er sein Herz nie in der Brust habe klopfen gefühlt. Kein Element der Macht achtet er gering, er weiß, daß die Summe aus Procenten besteht; er geht in alle Einzelheiten ein, überzeugt sich mit eignen Augen, macht sich alle brauchbaren Werkzeuge dienstbar; und erst nachdem er alles vorbereitet hat, was den Erfolg versichern kann, verläßt er den

sichern Hafen und breitet vor dem Winde des Glücks seine Segel aus .... Mit dem Bewußtsein, alles vorbereitet, alles gethan zu haben, um sich den Sieg zu versichern; mit dem Bewußtsein seiner moralischen Ueberlegenheit; vertrauend auf die Tapferkeit seiner Heere und gewöhnt an die Gunst des Glücks, bringt er bei seinen Operationen den Sieg als eine Gewißheit in Anschlag, er siegt, — und Wehe dem Besiegten! Denn wie er zu siegen versteht, so weiß er den Sieg zu benutzen. Er läßt den Gegner nicht zur Besinnung kommen; er hetzt, umstrickt, schlägt ihn, bis er athemlos, betäubt und entkräftet hinsinkt. Aber alles ist auf die Gewißheit des Siegs berechnet, der dem Kühnsten, dem Hartnäckigsten nicht entgeht. Wäre der Sieg ihm bei Marengo, bei Austerlitz entrissen worden, die Folgen der verlornen Schlacht wären damals ebenso verderblich gewesen als der Rückzug aus Rußland und von den Feldern von Leipzig. .... Das Leben der Menschen schonte er nicht. Auch wo kein Erfolg zu erringen ist, wo der Sieg keine Früchte tragen kann, müssen seine Scharen für den Ruhm zu sterben wissen, weil seine Macht auf den Glauben an seine Unüberwindlichkeit gegründet ist .... Den Muth, den militärischen Enthusiasmus seiner Krieger steigerte er aufs Höchste; jedem stand alles offen; das Verdienst suchte er auf und belohnte es. So viele Beispiele des Emporschwingens von der niedrigsten Stufe zu den höchsten Ehrenstellen spornten den Ehrgeiz zur Nacheiferung an, und ließen die Tausende vergessen, die auf dem Wege dahin ihr Grab gefunden hatten." — Von allen diesen Eigenschaften, auf denen zum Theil Napoleons Größe beruhte, findet sich bei Wellington das Gegentheil. Man sieht, daß auch das Bild eines großen Feldherrn nicht nach der Schablone entworfen werden darf.

Die Reise nach Rußland haben wir bereits erwähnt. Wenn uns die Aufsätze über Gagerns Ansichten und Gesinnungen unterrichten, so entwickelt sich in dem freien Verhalten gegen die Großen der Erde seine Natur und sein Charakter. Aus diesen leicht hingeworfenen Tagebuchblättern wird ihn das Volk am meisten lieben und bewundern lernen; und so möchten wir hauptsächlich auf die berliner Scenen aufmerksam machen, die, wie wir schon damals bemerkten, hier wiederzugeben kaum thunlich wäre. Das Buch verdient das ernsthafteste Studium eines jeden, der es für seine Aufgabe hält, in die politischen Angelegenheiten des Vaterlandes einzugreifen, nicht blos als ein Schatz gesunder Lebensansicht, reifer Bildung und klaren Verstandes, sondern vor allem als ein Vorbild. Wie hoch Gagern über seinem Zeitalter stand: daß ein Mann wie er überhaupt möglich war, zeigt doch schlagend, daß noch kein Grund zu hoffnungsloser Verstimmung vorhanden ist. J. S.

Goethe als Theaterdirector.

2. Ifflands Gastspiele.

Die berühmten Gastspiele Ifflands in Weimar im Jahre 1796 und 1798 sind nach so vielen Seiten hin von Interesse, daß eine Reihe von Actenstücken über dieselben mitgetheilt zu werden verdient.

Dem wirklichen Erscheinen des Künstlers ging jedes Mal eine ziemlich lange Unterhandlung und deshalb ein weitläufiger Briefwechsel voran, bei dem sich verschiedene Personen zu betheiligen hatten.

Iffland hatte schon im October 1795 an den Schauspieler Schall in Weimar berichtet, daß er dort eine Reihe von Gastvorstellungen zu geben wünsche, denn Goethe schreibt an Kirms:

„Schall bringt mir einen Brief. Ich dächte, ich schriebe Iffland selbst, verspräche ihm die Reisekosten, Quartier und Tisch im Gasthause und ein anständiges Douceur für seine Bemühung. Er scheint in diesem Fall billig zu denken, wie ich ihn auch sonst kenne; wir können ihn, wenn er eine Zeitlang hier ist, sondiren lassen und ihn wohlzufrieden wieder abfertigen."

Der Brief, den Goethe an Iffland schrieb, lautet:

„Aus dem großen und unersetzlichen Uebel, das jene Gegenden (Mannheim, — Krieg) trifft, wird uns kein kleiner Gewinn, wenn Sie uns indessen besuchen und mit Ihrem Talent erfreuen wollen. In mehr als einer Rücksicht war mir Ihre Ankunft lange wünschenswerth. Die Kosten Ihrer Reise und Ihres hiesigen Aufenthaltes werden wir gern tragen, und außerdem soll es an einem anständigen Douceur nicht fehlen, so daß Sie nicht unzufrieden von uns scheiden werden, wenn wir gleich nicht glauben, Ihr Verdienst nach Würden belohnen zu können.

Auf eine längere Unterhaltung mit Ihnen über mancherlei Gegenstände freue ich mich sehr und wünsche nur, daß Sie bei uns einige Zeit die traurige Lage vergessen können, in welcher Sie die schöne und geliebte Gegend verlassen.

Weimar, 4. November 1795. Goethe."

Kirms schreibt unter demselben Datum ebenfalls an Iffland:

„Herr Schall macht dem Herrn Geh. R. von Goethe die Hoffnung, daß, wenn Mannheim nicht capituliren und dabei neutral bleiben sollte, Sie vielleicht Weimar auf einige Zeit besuchen würden. Daß dieses dem Herrn Geh. R. sehr lieb sein würde, davon könnten Sie sich durch die Beilage überzeugen und können auch versichert sein, daß der Autor von so vielen schönen dramatischen Stücken von Weimars kleinem Häuflein ebensogut aufgenommen werde, als jene Stücke selbst.

Unterzeichneter, der bei dem hiesigen Theater einen gewissen Nervum zu

dirigiren hat, gibt sich die Ehre (unbekannterweise) Ihnen, im Fall Sie unsere Hoffnung realisiren und Ihre Reise nach Weimar über Frankfurt machen sollten, einen Brief an die Herrn Gebrüder Meyer anbei zu übersenden, welche Ihnen so viel Geld, als Sie zu Ihrer Reise für nothwendig finden, einhändigen würden. Ich habe die Ehre ꝛc."

Weimar, 4. November 1795.

In dem beigeschlossenen Brief an die Gebrüder Meyer heißt es:

„Ueberbringer dieses, Herr Iffland, welcher uns in Weimar einige Zeit zu besuchen die Hoffnung macht, wird zu seiner Reise Geld benöthigt sein, welches Sie ihm, meine sehr werthen Freunde, auf meine Rechnung gegen Quittung auszuzahlen die Gefälligkeit haben werden, als worum ich ganz ergebenst bitte.

Schön wäre es, im Fall Herr Iffland nicht eine eigne Chaise haben sollte, und der Herr Assessor Wieland von Weimar, der doch sich jetzt in Frankfurt befindet, eben zurückkehren könnte, wenn ersterer in letzteres bequemer Chaise mit nach Weimar reisen könnte. Ich zweifle, daß es sich so treffen sollte, indessen wäre es doch einer Anfrage werth."

Iffland schreibt nun unter dem 18. Februar 1796 an den Schauspieler Schall unter anderm:

. . . Ich wünsche dort in einem Privathause ein Zimmer, Kammer und zwei Betten, eins für mich, eins für meinen Schreiber. Ich esse nicht zur Nacht und wünsche mein Essen des Mittags holen zu lassen, so frugal als möglich, denn ich hasse es, unnöthige Kosten zu machen. Das Honorar des Hofes wünsche ich in Gelde, nicht in Werth. Mein Logis wünsche ich in keinem Hause, wo ich durch Rücksicht der Ceremonie genirt wäre. Sie kennen ja meine einfache, aber bequeme Lebensweise. . . Meine eignen Theateranzüge bringe ich mit.

Man hat mich auf etwas von der Kette gelassen; den 19. kann ich abreisen, Ostermontag kann ich zu Weimar spielen. Ich fürchte, man möchte eine zu günstige Erwartung von meinem Talent dort haben. Der Ruf ist freigebig, wenn er einmal wohin sich wendet. Meine Vorstellungen bezeugen das Bestreben nach Wahrheit. Vielleicht haben sie deswegen wenig Glanz, weil mir die Natur vieles versagt, was dazu gehört. Gewiß ist, daß sie wenig Glanz haben. Das hat meine Zuschauer anfangs mehrentheils unangenehm betroffen, obgleich ich auch fühle, daß es zuletzt sie mehr an mich zog, als es gewöhnlich der Fall ist. Vergönnen Sie mir zu bitten, daß der bedeutende Theil des Publicums durch Ihre Güte mich von der Seite kennen lernen wolle. Ich freue mich herzlich, und werde rasch und muthvoll mich in den Wagen werfen, der mich zu Ihnen bringen soll. Ihr herzlicher Verehrer

Mannheim, 16. März 1796. Iffland."

„Verzeichniß der Stücke, in denen der Unterzeichnete aufzutreten wünscht Hausvater — Graf V. Strelitzen — Zar. Scheinverdienst — Rechtler. Dienstpflicht — Dallner. Stille Wasser — Lieut. Wallner. Ehliche Probe — Treumund. Sonnenjungfrau — Oberpriester. Aussteuer — Commissär. Spieler — Baron Wallenfeld.

Wenn irgend eine andere Rolle befohlen wird, biete ich mich mit Vergnügen dazu an."

Ueber die Extrapostreise von Mannheim nach Weimar reichte Iffland eine specificirte Rechnung von 192 fl. 27 kr. ein.

Sein Spiel gefiel in Weimar so sehr und ihm sagte der Aufenthalt daselbst dermaßen zu, daß es zu Unterhandlungen wegen seiner Uebersiedelung nach Weimar kam. Er selbst gab an die Hoftheatercommission folgendes Schreiben ein: Meine Wünsche, an einem Orte, der für Geist und Herz so reiche Nahrung darbeut, zu bleiben, in Ruhe zu leben, sind sehr bestimmt.

Doch wünsche ich, anständig und nicht übereilt von Mannheim wegzugehn. Dazu sehe ich manche Möglichkeit voraus. Ueberhaupt habe ich Mannheim vieles, zu viel geopfert, so daß überall erfüllte Pflicht auf meiner Seite ist. Menagement gegen Herrn von Dalberg, dem ich Achtung schuldig bin, macht, daß ich ehrlicherweise erst von dort, bei meiner Rückkehr, das Wie und Wann bestimmen kann.

Ich würde mich, wenn das berichtigt ist, alsdann gern der Regie zu Weimar unterziehen mit Beiseitsetzung aller ökonomischen Details, denen ich nicht gewachsen bin.

Meine dortige Besoldung ist 1700 fl. rhein. Ich würde nicht mehr hier verlangen, ich könnte nicht weniger nehmen. Meine Pension ist 700 fl., deren Zusicherung im Fall das Theater aufhört, sei es aus welcher Ursache es aufhören möge, oder im Fall ich Alters oder Krankheits halber nicht mehr spielen könnte, ich, so wie daß meine Besoldung an nämlicher Kasse wie andere herzogliche Diener ausbezahlt werde (nicht an einer temporären Theaterkasse), erwarten müßte.

Ich wünsche dem Decret inserirt, daß, falls ich eintretenden Falls die Pensionsbezüge anhalten sollte selbe alsdann auswärts zu genießen, solches mit Herabsetzung von 700 auf 500 fl. gnädigst bewilligt werden wolle.

Ich kann, wenn das Theater auswärts spielen sollte, mich nur dazu verstehn, solches in herzoglichen Landen zu thun.

Ich würde als Regisseur von allem, was geschehen soll, 14 Tage vorher der herzoglichen Intendanz auf vierzehn Tage voraus einen detaillirten Plan vorlegen zur Genehmigung; so wie Vorschläge zur Führung des Ganzen in der Natur meiner Stelle lägen, so würde ich Abdankungen und Engagements zu schließen die Vollmacht gehorsamst erbitten.

Da ich mir mein Weggehn von Mannheim unnöthig erschweren würde, wenn hiervon vor der Zeit etwas bekannt würde, so muß ich gehorsamst bitten, nichts davon bekannt werden zu lassen.

Ich bin unfähig, etwas zu mißbrauchen oder leere Versprechungen zu thun; es ist daher meine Pflicht, die nähere Bestimmung des Ganzen von Mannheim aus zu machen, da in einer Krise, wie jetzt dort ist, bei nur wenig Wochen sich vieles entwickeln muß, was mir gegenüber Herrn von Dalberg alles erleichtert.

Das ist, was ich vorläufig sagen kann. Nähere Kenntniß des ökonomischen Fonds vom hiesigen Theater läßt demnächst mich bestimmt sagen, auf welche Höhe das hiesige Theater noch gebracht werden kann, dem ich mich ganz widmen würde.

Ich würde mich auf den Fall meines unter den sonst proponirten Bedingungen geschlossenen Engagements zu Weimar gern reversiren, diesen Ort nie zu verlassen, um ein anderes Engagement anzunehmen. Dagegen, um mir Neuheit zu erhalten, würden herzogl. Durchlaucht gnädigst geruhen, mir alle zwei Jahre etwa einen Monat Reiseurlaub zu gestatten.

So lange die Reise nach Lauchstädt nöthig ist oder nach Erfurt, kann außer den Operretten leicht ein andrer meine Rollen übernehmen. Ich wende nichts ein, wenn der Fall sich so träfe, nach Gotha oder einem andern ähnlichen Orte mitzugehn. Einige Compensation der Quartierunkosten ist etwas, das ich nach seiner natürlichen Billigkeit hier nur im Vorbeigehn berühre.

Weimar, den 8. April 1796. Iffland.

Karl August schrieb an den Rand dieser Eingabe:

Weimar, 25. April 1796.

„Ich bin im Allgemeinen mit diesen Vorschlägen zufrieden, und es kann, nach näherer Erklärung, die Unterhandlung fortgesetzt werden.“ C. A.

Mündlich hatte Iffland bei den Besprechungen über sein Engagement in Weimar den Wunsch ausgesprochen, Herrn und Mad. Beck von Mannheim zugleich mit sich nach Weimar bringen zu können, weil er mit denselben lange in Freundschaft gelebt. In Weimar hielt man dies für zu theuer, auch gefielen die Becks nicht sonderlich und kamen überdies bereits zu alt vor. Da schreibt denn Iffland am 1. Juni 96:

„Warum will das Schicksal an einem Orte, daran mein ganzes Herz so wahr, so warm, so innig, so herzlich hängt, wie das meinige an Weimar, warum will es, daß ich dadurch, daß ich dorthin gehe, eine zwanzigjährige Freundschaft zerreiße!“

Darauf antwortet Kirms am 7. Juli unter andern:

„Sie sind wahrscheinlich wegen Becks Angelegenheiten mit Goethe unzufrieden. Dies ist aber wol vorübergehend. Goethe schätzt Sie hoch, was

Sie aus dem Empfang und aus dem ganzen Benehmen mit Ihnen in Weimar müssen bemerkt haben. Sie vermissen vielleicht eine Herzlichkeit an ihm, das kann sein. Von dieser Seite zeigt er sich nicht oft und alsdann nur, wenn er die Menschen lange geprüft und bewährt gefunden hat."

Böttiger, der seine Hand bekanntlich überall im Spiel, hatte sich auch in die Sache gemischt und Goethe schrieb ihm:

„Ew. Wohlgeb. ist bekannt, wie sehr wir Herrn Iffland hier zu sehen und, als wir ihn gesehen hatten, zu besitzen wünschten; er schien den weimarischen Verhältnissen nicht abgeneigt, und daher entstand jene Unterhandlung, die Ihnen bekannt ist.

Herrn Ifflands Zusage war bedingt, wie er sich nämlich von Mannheim lossagen könnte. Schwierigkeiten, bei so alten und mannigfaltigen Verbindungen, ließen sich voraussehn; diejenigen, welche er in dem Brief an Sie gegenwärtig anführt, sind von der Art, daß man unbillig sein würde, wenn man auf eine Entscheidung der Sache in diesem Augenblicke dringen wollte. Sie mag also noch eine Zeitlang ruhen; nur müssen wir freilich von unserer Seite wünschen, daß Herrn Ifflands Entschluß sich nicht allzulang verzögern möchte, indem, sobald wir die Unmöglichkeit sehen ihn zu besitzen, wir bei unserm Theater gewisse Maßregeln ergreifen und manche Einrichtungen treffen würden, welche wir bisher, in Hoffnung seiner baldigen Mitwirkung, aufgeschoben haben.

Weimar, den 12. August 1796. G."

Später an Kirms:

„Den Ifflandschen Brief mit meiner Antwort an Mad. Beck schicke ich zurück. Es erscheint aus jenem, daß er meine Erklärung, die ich Böttigern zugestellt, noch nicht erhalten hat; was mag das vorstellen? Was aus der ganzen Sache werden soll, sehe ich nicht ein. Ich mag, da doch eigentlich, wenn ich früh oder spät weggehe, die ganze Sache auf Ihnen ruht, nichts rathen und vorschlagen, als was Ihrem Wunsche gemäß ist. Was wäre denn aber zu riskiren, wenn man Iffland statt eines Engagements, wie wir gethan, Direction und Contract, wie ihn Bellomo gehabt hat, offerirten, und ihm außer der Bedingung, daß er unsere dreijährigen Contracte einhalten müßte, Erlaubniß gäben, zu engagiren, wen er wollte? So weit wäre die Sache abgethan, und er möchte sehen, wie er zurecht käme; er müßte sich anstrengen dem Publicum gefällig zu sein und es würde ihm gelingen. Das war mein erster Vorschlag und ist immer noch mein Wunsch, ob ich ihn gleich gegen niemand als gegen Sie äußern will. Wir haben für alle unsere Bemühungen weder von oben noch von unten eine Spur von Dank zu erwarten, und im Grunde sehe ich es täglich mehr ein, daß das Verhältniß, besonders für mich, ganz unanständig ist.

Ich will erwarten, ob der Ballhauswirth zu mir kommt und alsdann seine Erinnerungen registriren lassen; wahrscheinlich wird er sich so bedingen und verclausuliren, daß wir nichts damit machen können.

Das Stück von Bretzner ist nach meiner Vorstellungsart so entsetzlich schlecht, daß ich nichts weiter darüber zu sagen weiß; will man es aber einlernen, so habe ich nichts dagegen; ich wünsche, daß es die erste Vorstellung überleben möge.

Möchten Sie sich bei Ihren vielen Geschäften doch immer recht wohl und vergnügt befinden!

Jena, 6. September 1796. G."

Während Kirms unter dem 18. September u. a. an Iffland etwas empfindlich schreibt:

„Unser Herzog war so ehrlich und genehmigte Ihre Bedingungen ohne Einschränkung mit äußerster Güte; seien Sie daher so ehrlich und halten ihn nicht länger in Ungewißheit, wenn Sie wirklich — das berliner Engagement dem hiesigen vorziehen —" schrieb Goethe nach Mannheim:

„Sie können, verehrter Freund, versichert sein, daß ich das Drückende Ihrer gegenwärtigen Lage völlig mit Ihnen fühle. Ein rechtschaffener Mann, der Rücksichten als Gatte und Freund zu nehmen hat und der in Begriff steht, einen Entschluß wegen seines künftigen Lebens zu fassen und zwischen zwei so verschiedenen Situationen zu wählen, muß, wenn er dabei noch Ihr empfindliches und liebevolles Herz hat, sich in einer sehr peinlichen Lage befinden. Wir sind unter diesen Umständen weit entfernt, lebhafter in Sie zu dringen, um so mehr als der Termin, den Sie zur Entscheidung der Sache festsetzen, nicht gar weit entfernt ist. Was wir Ihnen anbieten können und Ihnen so gern anbieten, wissen Sie so wie unsere übrigen Verhältnisse und Gesinnungen. Indessen lernen Sie ja auch wol jenes Terrain kennen, und Ihrer Einsicht entgeht es nicht, was Sie zu wählen haben. Seien Sie versichert, daß der Wunsch Sie glücklich zu wissen bei uns ebenso lebhaft ist als der Wunsch Sie zu besitzen und daß, Ihre Wahl falle aus wie sie wolle, Sie sich hier eine fortdauernde allgemeine Achtung und die Freundschaft derer, die Sie näher kennen lernten, erhalten werden. Leben Sie recht wohl und erfreuen Sie mich bald wenigstens mit der Nachricht, daß Ihre Krankheit von keinen Folgen gewesen ist. G."

Nach noch vielem Hin- und Herschreiben kommt endlich Iffland am 11. December 1796 mit der Anzeige an Kirms:

„Ich weiche der Nothwendigkeit. Der König (von Preußen) zahlt meine Schulden und gibt mir jährlich 3000 Thaler. Nur Bedürfniß konnte gegen mein Herz den Blick von Weimar gewaltsam abwenden. Seien Sie so gütig Durchlaucht den Herzog und Herrn Geh. R. von Goethe, da Sie von der Wahr-

heit überzeugt sind, es auf eine Art zu sagen, die meine süßeste Hoffnung mir nicht raubt und lassen ein Wort mir melden, ob Ihnen mein Wunsch gelungen ist. Ich eile von diesem Blatte wegzukommen, auf dem ich etwas schreibe, das, wie Sie mich kennen, mir nicht Freude machen kann, da Geld mich nicht bestimmt hat und jetzt mich bestimmen muß.

Iffland."

Kirms antwortet am 29. December 1796:

„In diesem Jahre ward mir viel, sehr viele Freude, aber auch vieles Leid. Unter erstere rechne ich vorzüglich Ihre Bekanntschaft und den Genuß Ihrer Gesellschaft in Weimar, die so viele Herzlichkeit gab und mich so magisch an Sie zog.

Mein schöner Traum ist ausgeträumt; mir ist alles leer, denn Sie kommen nun nicht zu uns. Dieses nur ist mein Leid, denn Nahrungs- und häusliche Sorgen habe ich nicht. Ich und niemand tadelt Sie, wenn Sie Ehre, Güter und Geld in Berlin gegen Herzlichkeit und Armuth in Weimar tauschten. Es ist ein unersetzlicher Verlust, aber es bleibt bei alledem die Ueberzeugung, daß wir, daß ich mit Ihnen ehrlich handelten. Gewiß das fühlen Sie und das ist mein Trost.

Der Herzog, der mich mehrmal fragte, sagte: Iffland hat recht gehandelt und wäre ein Narr, wenn er ein dergleichen Engagement dem hiesigen nicht vorgezogen hätte. Der Geh. R. von Goethe behielt Ihren Brief und sagte ganz freundlich, er würde nun selbst an Sie schreiben."

Kirms an Iffland, 25. Februar 1798. „Ich habe mich sehr gefreut, als ich erfuhr, daß Ihre gute Meinung von Weimar und von mir keine Aenderung erlitten haben und sogar, daß Sie noch die gute Absicht hätten uns bald, längstens im Frühjahr, zu besuchen. Möchte doch dieser gute Vorsatz in Wirklichkeit übergehn! Auf diese Möglichkeit freue ich mich wie ein Kind und fürchte nur, daß es Ihnen bei uns nicht gefallen wird, daß Ihnen unsere Kleinheit nicht gefallen kann. Zu Ende April aber würde die schönste Jahreszeit sein (zu Gastspiel). Jetzt eine Neuigkeit. Herr Schiller ist in diesem Winter nicht bei uns gewesen, ob er gleich ein Haus gemiethet hatte. Eine schwere Krankheit, welche ihn attakirte, hielt ihn davon ab. Er schreibt ein neues Stück für unser Theater, „Wallenstein", das aber nun wol vor Johannis nicht fertig wird. Herr Schröder, der zu Ostern sein Theater abgibt, will im Sommer eine Reise in ein Bad machen und über Weimar gehen. Ich weiß auch, daß Schiller ihn schon angegangen hat, den Wallenstein zu spielen, und daß dieses wahrscheinlich nicht eher als nach der Badereise geschehen kann. Goethe hat sich bisher nicht melirt; der Schiller aber möchte aus zwei Ursachen, die Sie errathen können, das Triebrad sein. Angetragen hat sich Schröder noch nicht, ich glaube aber Schiller treibt ihn &c."

Darauf Iffland:

„Lieber Freund!

Ich schreibe über eine Sache so ziemlich aus der üblichen Form. Indeß die üblichen Formen bringen mehr auseinander als zusammen; das ist nicht gut — also zur Sache. Habe ich in Weimar so viel Vergnügen gegeben als ich dort empfangen habe, so kann es beide Theile interessiren sich wiederzusehen. Habe ich das erste nicht nur eigenliebig gesehen, so machen Sie Sr. Excellenz Herrn Minister von Goethe unbefangen meinen Antrag, der darin besteht:

Ich kann etwa vom 19. April bis 4. Mai von hier abkommen. Ich kann in der Zeit sechsmal dort spielen. Ich wünsche, daß Ihre Theaterkasse meine Reise trage; so viel kann sie durch meine Gastrollen erwerben. Ich verlange durchaus kein Honorar. Was ich dort sehe und empfinde, ist das edelste Honorar. Geben Sie mir eine Wohnung und meines und Meiner Körper Nahrung — wovon die Beilage das Nähere sagt, so ist dann die Frage, ob man überhaupt oder ob man mich jetzt sehen will. Sind Umstände oder der Augenblick dagegen, so habe ich nichts gesagt. Berlin, 30. März 1798.

Erwartet man dort Herrn Schröder, so paßt mein Antrag nicht, denn es ist angenehmer zwei Künstler als zweimal denselben zu sehen. Dann werfen Sie meinen Antrag weg.

Ich reise mit meiner Frau, einer Magd, die sie bedient, und meinem Schreiber, erbäte also und wenn es sein kann in einem Privathause eine Kammer mit zwei Betten für mich und Frau, ein Zimmer zum Wohnen, Kammer und ein Bett für die Magd, ditto für Georg. Das Essen wie damals — dem Schreiber gebe ich Kostgeld für die table d'hôte —; die Magd rangirt sich von unsern Resten. Frühstück wie damals. Ich bin deutlich hierüber, um nicht zu geniren. Es ist keineswegs Indiscretion.

Von den Reisekosten gebe ich Berechnung."

Mit Goethes Genehmigung antwortete Kirms am 9. April 1798:

„Die Bestätigung der mir gemachten Hoffnungen vom 30. März hat allgemeine Freude verursacht wie zu vermuthen war. Daß Sie uns interessiren, ist eine Folge Ihrer Talente und einer Menge Ihrer eignen persönlichen Annehmlichkeiten; wenn wir aber auch nur so gewiß wären, daß Weimar bei Ihrer zweiten Abreise von hier Sie ebenso interessiren könnte, als es das erste Mal geschehen zu sein scheint. Ich fürchte; denn wer aus Berlin in das kleine Weimar kommt, dem kann es nicht gefallen. Der Herr Geh. R. von Goethe nimmt Ihr gütiges Anerbieten unter den mitgetheilten Bedingungen mit Vergnügen an, freut sich darüber und denkt mit eben dem Eifer als vor zwei Jahren darauf, daß zu Ihrer guten Aufnahme nichts verabsäumt werde, bedauert aber, daß Ihr Aufenthalt von so kurzer Dauer sein muß. Für Quartier und womöglich in einem Privathause soll gesorgt werden, ob es gleich

schwer ist, dergleichen zu verschaffen, weil hier alle Quartiere besetzt sind. Der Herr Geh. R. sieht es recht gern, wenn Sie am 24. mit dem Essighändler anfangen, Pygmalion, leichter Sinn und Menschenhaß und Reue uns auftischen wollen; er wünscht aber auch Sie im Hausfrieden zu sehen, und daß Sie mit dem deutschen Hausvater beschließen möchten."

Iffland schrieb noch einmal am 17. April:

„Nun denn, Sonnabend den 21. früh 7 Uhr gehen wir ab. So hoffe ich den 22. in Leipzig zu sein, den 23. 4 Uhr früh aus Leipzig, da wären wir ja wol den 23. des Abends 8 Uhr in Weimar. Einen Ruhetag wünsche ich für Ettersberg und Belvedere Nachmittags, wenn es angeht. Außerdem gebietet über Euren Knecht. Sonntags den 3. Mai Nachts 1 Uhr gehe ich aus Weimar weg, nicht weil ich will, sondern weil ich muß. — Nur Egmont, den ich nicht mehr im Gedächtniß habe, kann ich nicht spielen; leid ist es mir Dem. Jagemann zu delogiren, so lieb es mir ist außerhalb dem Gasthofe zu sein; also denn in wenig Tagen umarmt Sie Ihr herzlicher Freund

Iffland.

(Für den Freund allein).

1. Präpariren Sie sich, in meiner Frau eine nichts weniger als hübsche, eher häßliche, gescheute, sehr gute Frau zu sehen, die ich innigst liebe.

2. Ueberlegen Sie, wo ich Visite machen muß. Ich möchte die wenigen Tage der Freundschaft leben.

3. Es ist besser, Georg (der Schreiber) ißt mit uns; so bleibt die Colonie beisammen.

4. Ich bitte den ehrlichen Blaß zur Aufwartung zu haben.

5. Ich wünsche alle Soupers und Diners, wo sich deren finden sollten, so viel es mit Anstand möglich ist, zu vermeiden.

6. Die Jagemann macht doch die Galathea im Pygmalion?

7. Ich bitte, daß Sie mir bei meiner Ankunft alles sagen, was ich thun und nicht thun soll.

8. Ich habe, glaube ich, gebeten, daß ich und meine Frau jedes ein besonderes Bett in einem Zimmer erhalten.

9. Verlieren Sie die Geduld nicht! J."

In den Reichsanzeiger, die erfurter Anzeigen, die jenaische Zeitung und das weimarische Wochenblatt, ließ Goethe die Anzeige setzen: „Der ganz Deutschland auf das vortheilhafteste bekannte Künstler und gegenwärtige Director der kön. preuß. deutschen Schauspiele, Herr Iffland, wird vom 24. April an auf dem hiesigen Hoftheater sechs nahe aufeinanderfolgende Vorstellungen geben und mit der Rolle des alten Dominique in dem Essighändler, mit welcher derselbe in Berlin debutirte, den Anfang machen. — Fremde, die an diesem Genuß Theil nehmen wollen, würden allenfalls durch hiesige Bekannte vor ihrer

Ankunft sich mit Billets zu versehen haben, weil nur eine bestimmte Anzahl Personen in das Schauspielhaus Eingang findet."

Goethe gab während Ifflands Anwesenheit, am 25. 26. 27. 28. 30. April, 1. 2. und 3. Mai Frühstücke, denen Iffland mit Frau und 20—30 andern Personen beiwohnte. Die Kosten dieses Gastspiels Ifflands betrugen 316 Thlr. 16 Gr. oder 50 Carolin zur Bestreitung der Reisekosten von Berlin nach Weimar und zurück, wie auch für eine oder andere Schreiberei.

Ein Bürgerhaus vor sechshundert Jahren.

Paris im dreizehnten Jahrhundert von Anton Springer. Mit einem Plan. Leipzig, S. Hirzel. —

Das angezeigte Werk ist die graziöse und feine Arbeit eines deutschen Gelehrten. Der Verfasser geht von der Ueberzeugung aus, daß Paris schon im Mittelalter, vielleicht in noch höherm Grade als jetzt, die einflußreichste Culturstätte des europäischen Continents gewesen sei. Nachdem er auf die Einwirkungen, welche sie auf Deutschland ausgeübt, aufmerksam gemacht hat, entrollt er vor den Augen des Lesers ein Bild der alten Weltstadt in jener gewaltigen Zeit, wo die Kraft des Bürgerthums zuerst anfing, auf das Leben der Völker entscheidenden Einfluß zu gewinnen. Er zeichnet mit sicherer Hand die topographischen Umrisse des alten Paris, schildert das Aussehn seiner Straßen und Häuser, das Treiben des Marktes und der Universität, das Wesen der Zünfte, die Physiognomie des Handels, Volksfeste, sittliches, wissenschaftliches Leben und Künste. Ein reicher Apparat von Belegen und erklärenden Bemerkungen, so wie ein Plan der alten Stadt sind angefügt. Vorzugsweise hübsch ist die Lebendigkeit der Schilderung, es ist kaum möglich, daß ein moderner Tourist unterhaltender die Zustände des jetzigen Paris beschreiben kann. Die große Mühe und der unendliche Fleiß, mit welchem die einzelnen Züge aus den Gesetzen der Könige, den Cartularien der Kirche, aus Steuerrollen, Zunftregeln, Marktordnungen, Chroniken, Reimgedichten, Inventaren zusammengetragen sind, bemerkt der Leser kaum. Wie ein gutes Mosaikbild ist das Ganze mit feinem Gefühl auch für das Wirksame und Schöne in der Erzählung zusammengefügt. Wenn etwas zu wünschen übrig bleibt, so ist es das Weiterführen der Schilderung auch auf die folgenden Jahrhunderte bis zum Eintritt der neuen Zeit. Jedenfalls ist der deutsche Verfasser ebensogut dazu befähigt, eine Geschichte von Paris zu schreiben, als einer der jetzt lebenden französischen Historiker; schwerlich wird ein Franzose

die Sorgfalt und Gründlichkeit des Deutschen bei Benutzung der Quellen erreichen.

Wenn hier als Probe seiner Darstellung die Beschreibung eines pariser Hauses im 13. Jahrhundert zugefügt wird, so sei zugleich bemerkt, daß grade hierbei unser Wissen mangelhafter ist, als man glauben sollte, und daß bei andern Abschnitten dem Verfasser reicheres Detail auch Gelegenheit zu lebhafterer Beschreibung gab. Es empfiehlt sich in d. Bl. aber grade dieser Abschnitt, weil die Häuser der größern Städte im westlichen Deutschland damals fast dieselbe Einrichtung hatten.

„Das Bild eines pariser Bürgerhauses im dreizehnten Jahrhundert unterscheidet sich von jenem eines Herrenhauses in mannigfachen und wesentlichen Dingen, darin stimmten sie jedoch stets überein, daß die Familienräume von den übrigen, zu welchen auch Fremde Zutritt hatten, streng geschieden blieben. Wir denken uns als den Bewohner einen Handwerker, der gleichzeitig auch den Verkauf der von ihm erzeugten Waaren besorgt, dessen Haus also nebst der Wohnung noch die Werkstätte und das Kaufgewölbe in sich schließt.

Das letztere war frei gegen die Gasse gelegen und so eingerichtet, daß sein Verschluß gleichzeitig als Schirmdach und Verkaufstisch diente. Von den beiden Holzladen nämlich, welche die Krambuden zur Nachtzeit und an Festtagen sperrten, öffnete sich der obere und untere in entgegengesetzter Richtung. Der erstere wurde halb aufgezogen, so daß er ein schräges Dach bildete und Sonne und Regen abhielt, der andere auf die Fußbank niedergelassen und auf ihm sodann die Waare vor dem Kunden, der stets außen auf der Straße blieb, ausgebreitet. Im Hintergrunde der Krambude befand sich die Werkstätte, das ouvroir, von welchem zuweilen eine Treppe in das obere Geschoß, so wie in den Keller führte. Unmittelbar von der Straße gelangte man über Flur und Treppe zu den Wohnungsräumen, und zwar zunächst zum Saale, welcher die Familie bei dem Schmause vereinigte und zur Begrüßung der Gäste diente. Nur in vornehmeren Häusern gab es eine besondere Küche; sie lag in einem Hofbaue und besaß gleichfalls eine abgesonderte Treppe. Hier zählte man überhaupt mehr Räumlichkeiten. Zum Umkreise des Palastes gehörten Garten und Hof mit den Stallungen und den Wohnungen für Fremde und Diener. Vom Hauptthore führte der Weg unmittelbar in den großen Saal, wo sich die Vasallen versammelten, die Gelage abgehalten und das Recht gesprochen wurde. Versteckt angebrachte Wendeltreppen vermittelten den Zugang zu den Familiengemächern, die unregelmäßig, aber dem Bedürfniß angemessen hier und dort bald vorspringend, bald in der Tiefe der Mauer angebracht waren und von den Fremden nicht betreten wurden. Die minder reichen Classen begnügten sich mit einer einzigen Bettkammer, an

den Saal anstoßend und zuweilen nur durch schmale Gucklöcher (pertuis) erleuchtet. Ueber der Kammer befand sich häufig der Söller (solier), blos durch eine Außentreppe zugänglich, der Ehrenplatz im Hause und gleichzeitig der sicherste Raum, wo der Hausherr seine Habe barg und im Falle der Gefahr die Familie flüchtete.

Nach modernen Begriffen mag freilich einem so bunt gegliederten Hause eine Grundbedingung der Schönheit, die Symmetrie fehlen; das kleine Thürchen z. B. zum nächtlichen Gebrauche und für die Fußgänger neben dem großen Einfahrtsthore, die Gucklöcher neben den Hallenfenstern beleidigen den Sinn für Regelmäßigkeit, und geht man vollends von dem Satze aus, der heutzutage die bürgerliche Architektur regiert: das Haus sei der Facade wegen da, so wird man an dem mittelalterlichen Baue keine guten Eigenschaften erkennen. Anders wird freilich das Urtheil lauten, wenn man die innere Einrichtung des Hauses mit den Lebensgewohnheiten des Mittelalters vergleicht. Man vermißt dann weder die Sorgfalt für die Bequemlichkeit der Einwohner, noch den lebendigen Sinn für die zierliche Ausschmückung der Räume. Betreten wir für einen Augenblick die Bettkammer oder chambre. Das mit Federbett und Kissen versehene Lager ist so aufgestellt, daß zwischen ihm und der Wand noch ein Gäßchen, der gewöhnliche Zufluchtsort überraschter Liebhaber, übrig bleibt; in seiner Nähe steht die Kleiderlade oder als Ersatz dafür die „pertica“, eine an der Wand befestigte Stange, über welche die Kleider geworfen wurden; dem Bette gegenüber ist der breite Kamin angelegt, unter dessen Mantel ein Fensterchen angebracht war, so daß man sich gleichzeitig wärmen und die außen Vorübergehenden betrachten konnte. Die Wände waren mit bunten Teppichen verhängt, oder mit Holzgetäfel verkleidet, die Deckbalken zierlich geschnitzt, in die Fenstervertiefung der reich gearbeitete Vogelbauer gestellt, falls nicht, wie es in den meisten Palästen üblich war, eine eigne Stube, die chambre aux oiseaux, für diesen Zweck eingerichtet wurde, und der Boden mit Tüchern bedeckt, deren Stelle in ärmern Häusern die Binsenstreue vertrat. Manches Auffallende und der reifen Cultur Entgegengesetzte finden wir freilich auch vor. Der Gebrauch der Stühle ist im dreizehnten Jahrhundert seltener als in frühern Zeitaltern. Infolge der Kreuzzüge reißt die Sitte ein, auf Kissen und Teppichen zu ruhn, in deren Ermangelung wol auch das Bett als Sitz diente. Gabeln bilden ebensowenig einen nothwendigen Theil des Hausrathes, sie kommen im Besitze von Fürsten nur in einzelne Exemplaren vor, während die silbernen Löffel schon nach Dutzenden gezählt werden.

Auch die Einförmigkeit der Möbel erregt unsere Aufmerksamkeit. Wir können mit dem Reichthum und der Kunstschönheit der überaus mannigfachen

Metallgeräthe die ewig wiederkehrenden Koffer und Laden in den Inventarien schwer vereinigen, und unter allen Ordonnanzen der französischen Könige befremdet uns jene vielleicht am meisten, welche den Hofleuten verbietet, den Parisern die Kissen und Matratzen für den Gebrauch des königlichen Gefolges wegzunehmen. Es fehlte also ein wichtiger Theil des bürgerlichen Hausrathes selbst in der gewöhnlichen seit Menschengedenken bewohnten königlichen Residenz. Unser Staunen verliert sich, wenn wir die Wanderlust des Mittelalters, die Gewohnheit des stetigen Wohnwechsels bei den französischen Großen erwägen. Blos die nothwendigsten Einrichtungsstücke, wie die hölzernen Bettladen, die Gestelle, auf welche das Tafel- und Küchengeschirr gereiht wurde, blieben in den Palästen und Schlössern dauernd bewahrt, alles Uebrige zog im Gefolge der Herrschaft bald hierhin, bald dorthin, es wurde ausgepackt, wenn diese ihre Wohnung bezog, und eingepackt, wenn sie nach einem andern Aufenthalte sich begab. Natürlich daß Gestalt und Form der Möbel auf den leichten Transport und zwar auf den Transport durch Saumthiere berechnet waren, daß man z. B. Tischplatte und Tischgestell trennte, letzteres beweglich einrichtete, daß man namentlich mit zahlreichen Koffern und Laden sich versah, die auch als Bänke und Tische benutzt werden konnten und beinahe allen übrigen Hausrath ersetzten.

Wir möchten den Nachrichten über das alte pariser Haus eine größere Vollständigkeit wünschen, aber auch in ihrer gegenwärtigen lückenhaften Form liefern sie einzelne wichtige Züge zum richtigen Verständniß des mittelalterlichen Lebens. Sie entfernen die Meinung: weil wir die Zahl der Holzmöbel gering, ihre Gestalt einförmig vorfanden, so müssen wir jenem Zeitalter überhaupt eine idyllisch einfache Lebensweise zuschreiben.

Die Prachtliebe, der Sinn für Luxus lebten damals ebenso kräftig, als heutzutage, nur daß sie sich in anderen Dingen äußerten und in anderer Weise befriedigt wurden. Versetzen wir uns in ein Prunkgemach jener Zeit, so werden im ersten Augenblicke die vielen Koffer und Laden demselben ein armseliges Aussehen verleihen. Denken wir uns aber die letzteren geöffnet, ihren reichen und mannigfachen Inhalt in zierlicher Ordnung aufgestellt und dem Auge des Besuchers vorgerückt. Auf den Tischen und dressoirs prangen dann die zahllosen Prachtgefäße, in deren Fertigung die mittelalterliche Goldschmiedekunst ihres Gleichen sucht, die in den verschiedenartigsten Formen aus Gold, Silber, Krystall gebildeten und mit Edelsteinen besetzten oder emaillirten Fontänen, Wärmpfannen, Wasserkannen, Salzgefäße, die Dreifüße, die Waschbecken, deren Wichtigkeit und Nutzen bei Tische und der Sitte zu zweien aus einer Schüssel und ohne Gabel zu essen, gar wol einleuchtet, die mannigfachen Trinkbecher und Schalen, die unter dem Namen hanap, coupe,

quarte, gobelet u. s. w. vorkommen, ferner die reichgefaßten Probirzungen, mit welchen die Speisen berührt und ob sie nicht mit Gift versetzt seien, geprüft wurden; die gleichfalls von der Furcht, vergiftet zu werden, erfundenen Besteckkasten, in der Form eines Schiffes gearbeitet und nef genannt, endlich die Fruchtschüsseln, die Schalen für Confitüren oder dragouers und gar viele andere im Namen wie in der Bestimmung unkenntlich gewordene Geräthe. Wer sie schaute, gewann eine bessere Meinung von der Lebensweise des dreizehnten Jahrhunderts. Der größte Theil des Vermögens wurde in Gold und Edelsteinen angelegt, der Reichthum nach den Summen und dem Werthe der Juwelen und Goldgefäße, die man besaß, gemessen. Die Masse des Goldes und der Edelsteine, die König Philipp August hinterließ, würde nach modernen Verhältnissen einem Goldwerthe von 294 Millionen Franken gleichkommen. Der König glänzte aber nicht etwa ausnahmsweise durch diesen reichen Schatz; die Fürsten und Grafen des Reiches eifern ihm nach und häufen, wie die zahlreichen Inventare lehren, Goldmassen auf, die oft an die angestaunten orientalischen Reichthümer erinnern."

Literatur.

Literatur. Friedrich Halms Werke. 5. und 6. Band. Wien, Gerold. — Die Gesammtausgabe eines Schriftstellers kann man immerhin in das Gebiet der Literatnrgeschichte rechnen, denn sie setzt ein jahrelanges Wirken voraus, und eine Theilnahme von Seiten des Publicums, von welcher die Literaturgeschichte Notiz nehmen muß, auch wenn der kritische Maßstab, den sie anzulegen berechtigt und verpflichtet ist, durch diese Werke nicht befriedigt wird. Wir haben daher Schritt für Schritt die Gesammtausgabe dieses Dichters verfolgt, der eine nicht unwichtige Periode unsers Theaters am vollständigsten charakterisirt, die Periode, in welcher die eigentlichen Excentricitäten der Romantik überwunden waren, und wo man sich wieder zur alten schillerschen Schule wandte, nur so, daß dies Mal die Reflexion in den Vordergrund trat, daß man sich zuerst ein bestimmtes moralisches Princip zurechtlegte, und nach Maßgabe desselben die Thatsachen auswählte und idealisirte. Die Methode ist gewiß nicht die höchste der Dichtkunst, im Gegentheil sie verräth bereits ein gewisses Absterben des poetischen Idealismus, aber für eine Zeit, der es an unmittelbarer jugendlicher Kraft fehlt, hat sie ihre Berechtigung, und Halm ist trotz seiner handgreiflichen Fehler der glänzendste Vertreter derselben. — Die vorliegenden Bände enthalten folgende Stücke (wir geben jedes Mal das Datum der ersten Aufführung auf dem wiener Hofburgtheater an): Sampiero, 22. Januar 1844; Maria de Molina, 2. März 1847; Verbot und Befehl, 29. März 1848; und der Fechter von Ravenna, 18. October 1854. Das letzte Stück, über welches wir früher nach der Aufführung berichtet haben, ist darunter bei weitem das ge-

lungenste und steht wenigstens in gleicher Höhe mit Griseldis und dem Sohn der Wildniß, die den Ruf des Dichters begründet haben. Freilich bleibt es immer ein wunderlicher Stoff, eine Zeit zu schildern, wo ein Verrückter der unumschränkte Herrscher über die ganze gebildete Welt war, und wo auf der Oberfläche der Gesellschaft sich nichts Anderes regte, als Schlechtigkeit und Feigheit, wo der höchste Aufschwung des Muths sich auf ein resignirtes Sterben beschränkte, und Halm hat diesen Gegenstand dadurch keineswegs idealisirt, daß er ihn mit den Augen der modernen Empfindung, ja des deutschen Patriotismus betrachtet. Tiefere Aufschlüsse über die menschliche Natur muß man bei Halm überhaupt nicht suchen; aber es ist doch ein Dichter, der sich vollkommen klar gemacht hat, wie man das Gemüth der Zuhörer von der Bühne aus bewegt. Die Gruppirung läßt wenig zu wünschen übrig; eine wohlthuende Wärme durchdringt das ganze Stück, und einzelne Scenen, die in das Gebiet der Genremalerei gehören, sind wirklich poetisch. — Aus diesem Talent zur Genremalerei könnte man schließen, Halm habe eigentlich Beruf fürs Lustspiel oder fürs Conversationsstück gehabt; aber das Lustspiel „Verbot und Befehl“, eine Episode aus der venetianischen Staatsinquisition, in welcher durch die Betrunkenheit des Secretärs dieses gefürchteten Tribunals die unsinnigsten Mißverständnisse herbeigeführt werden, spricht nicht für diese Voraussetzung. Der Stoff ist eigentlich sehr günstig, und die Gesinnung, mit welcher der Dichter denselben auffaßt, verdient den vollkommensten Beifall; aber der Humor ist ihm ausgegangen, und die Späße haben ein steifes und gesuchtes Aussehen. — Das Problem in Sampierro verlangte eine tiefere Durchführung. Halm ist von der modernen Humanität zu sehr durchdrungen, als daß er sich in die Seele eines politischen Fanatikers versetzen könnte, der sein Weib umbringt, um sich den guten Leumund seiner Partei zu erhalten. Um corsische Geschichten zu erzählen, muß man von der deutschen Bildung vollkommen abstrahiren. Wie die Sache hier dargestellt ist, erweckt sie keinen Glauben. Das Stück hat auch insofern Interesse, als es das einzige ist, welches Halm in Prosa geschrieben hat; es zeigt sich doch, daß, wo ihm das schillersche Vorbild fehlt, ihm auch die Meisterschaft über die Sprache entgeht, die er sonst in seiner Weise vortrefflich handhabt. — Das portugiesische Drama ist ohne allen dramatischen Werth.

Neue historische Schriften. — Kaiser Heinrich der Vierte und sein Zeitalter. Von Hartwig Floto. Zwei Bände. Stuttgart und Hamburg, R. Besser. — Der Verfasser ist in dem Zwischenraum, der zwischen die Ausarbeitung des ersten und zweiten Theiles fällt, als Professor nach Basel berufen worden, und sein Buch hat von der gelehrten und ungelehrten Kritik im Durchschnitt eine sehr günstige Beurtheilung gefunden. Es verdient dieselbe in doppelter Beziehung, einmal wegen des außerordentlich sorgfältigen Studiums der Quellen, sodann wegen der durchgehenden Bemühung, die Resultate des Studiums, so weit es irgend möglich war, in bestimmte Anschauung zu übersetzen. Der Verfasser geht überall darauf aus, nicht blos von den politischen Zuständen, sondern auch von dem öffentlichen Leben jener Zeit, den Beschäftigungen den Menschen, die in ihr lebten, ihren Sitten und Gebräuchen u. s. w. ein vollständiges Bild zu geben.

Wenn dadurch das Buch eine Ausdehnung erhalten hat, die das Gewebe der künstlerischen Composition nicht selten zerreißt, so ist der Nachtheil nicht so groß, denn die Schilderung ist interessant genug, um auch das größere Publicum zu fesseln. Einen andern Fehler aber müssen wir rügen: die subjective Form der Darstellung. Wir können das um so unbefangener, da wir mit den historisch-politischen Ansichten, welche der Verfasser vertritt, und mit ihrer Anwendung auf die Zeit Heinrichs IV, im Wesentlichen einverstanden sind. Es ist die Wiederaufnahme des Urtheils, in dem vor einem halben Jahrhundert alle Welt einig war, das später durch Sophisten verkehrt wurde. Aber wir glauben, daß Herr Floto eine größere Ueberzeugung hervorgerufen haben würde, wenn er die Form seines Urtheils ruhiger gehalten hätte. Zudem liegt jene Subjectivität nicht blos in der Heftigkeit, mit der er seine Ueberzeugungen vertritt, sondern ebenso in der Neigung, den anscheinend trocknen historischen Stoff durch belletristische Zierrathen aufzuputzen. Diese Form der Darstellung ist nicht unbedingt zu verwerfen, aber nur ein Meister der Sprache kann sie anwenden, und sie setzt außerdem eine allseitige culturhistorische Bildung voraus, die für die Empfindungen der Bewunderung, des Abscheus u. s. w. überall den richtigen Maßstab zur Hand hat, und dadurch vor Extravaganzen bewahrt wird. Für den jüngern Schriftsteller ist es auf alle Fälle sicherer, gegen diese Neigung anzukämpfen und sich durchaus in den Stoff zu vertiefen. Was seiner Darstellung an äußerm Glanz abgeht, wird durch den Eindruck einer überzeugenden innern Durchbildung mehr als hinreichend ersetzt.

Das Leben Washingtons. Von Washington Irving. Aus dem Englischen von Drugulin. Dritter Band. Leipzig, Lorck. — Den Inhalt dieses schönen Werkes haben wir schon bei Gelegenheit der tauchnitzschen Ausgabe besprochen. Die Wahl des Buchs für die Sammlung „moderner Geschichtschreiber“ ist zweckmäßig und die Uebersetzung ist genügend.

Justus Möser. Geschildert von F. Kreyßig. Mit einer Abbildung von Mösers Denkmal in Osnabrück. Berlin, Nicolai. — Möser hat das Schicksal gehabt, nachdem er lange Zeit hindurch als einer der würdigsten patriotischen Schriftsteller gefeiert war, bei dem herrschenden Liberalismus in Ungnade zu fallen. Man entdeckte, daß seine Ansichten in vielen der wichtigsten Punkte der Ueberzeugung der Zeit widersprachen, und man wurde noch mehr gegen ihn eingenommen, da die historische Schule, die mit der politischen Reaction Hand in Hand ging, ihn auf den Schild erhob. Es war überhaupt für den älteren Liberalismus ein großer Nachtheil, daß er sich gegen die historische Schule von vornherein in Opposition setzte. Seine ganze Stellung war auf das praktische Leben gerichtet, und die Männer, die ihn vorzugsweise vertraten, hatten im Stillen die Ueberzeugung, daß die Deutschen sich überhaupt viel zu sehr auf Doctrinen eingelassen hätten. Alle Philosophie und Gelehrsamkeit könne nichts helfen, wenn sie die Entschlossenheit des Willens lähmte. Man war überzeugt, daß durch Savignys tiefere Ergründung der Rechtsgeschichte nicht viel gewonnen sei, wenn man seine Ideen über den gesetzgeberischen Beruf unserer Zeit mit in den Kauf nehmen müsse. Inzwischen ist die Gelehrsamkeit wieder zu Ehren gekommen, und auch der praktische Liberalismus hat eingesehen, daß er gegen seine Gegner im Gebiet der Wissenschaft ebenso

gerüstet sein müsse, als im Gebiet der unmittelbaren Politik. Es ist das auch eine von den Segnungen des constitutionellen Systems, daß es die Wissenschaft zum Leben in eine unmittelbare Beziehung setzt. Wenn man in den Kammern auch nur in den seltensten Fällen darauf ausgehen kann, den Gegner zu überzeugen, so wird man doch durch seine Gründe genöthigt, seine eignen Ueberzeugungen zu befestigen und zu vertiefen. Die Frage über den Werth der historischen Schule ist keine Parteifrage mehr. Der Liberalismus muß sich ebenso auf sie beziehen, wie die Reaction. Mit dieser Anerkennung der Geschichtswissenschaft hängt zusammen, daß man über den Beruf der verschiedenen Zeiten zum politischen Fortschritt sich ein unbefangenes Urtheil bildet und die Männer gerechter beurtheilt, die den Fortschritt förderten, indem sie sich fest auf den Boden der gegebenen Zustände stellten und dem Anschein nach als Vertheidiger dieser Zustände auftraten. Obgleich ein Gelehrter im strengsten Sinn des Worts, war die Grundrichtung Mösers doch vorwiegend praktisch, und wenn er auch jeden gewaltsamen Umsturz, jeder unhistorischen Neuerung abhold war, so arbeitete doch sein warmer, menschenfreundlicher Geist unabläßig im Dienst des gesunden Forschritts, und er hat in dem kleinen Kreise, auf den er mit Recht seine unmittelbare Thätigkeit beschränkte, Großes gewirkt. — Es ist aber nicht blos die politische Rechtfertigung Mösers, was der Verfasser der vorliegenden Schrift unternimmt, er sucht die Totalität seiner Natur nachzubilden, jenes gesunde, in naturwüchsiger Kraft aufblühende Gemüth, das zuweilen eine gewisse derbe Schalkheit nicht verleugnen konnte, das aber selbst in der ironischen Haltung die deutsche Ehrlichkeit durchscheinen ließ. — Möchte dieses einsichtsvolle und warm ausgesprochene Urtheil dazu beitragen, das Volk zur Lectüre jener Schriften anzuregen, die im Ganzen mehr besprochen als gelesen werden.

La ligue et Henri IV. par I., Michelet, Paris, Chamerot. — Die Geschichte der Ligue bildet den vierten Band der Geschichte des 16. Jahrhunderts, und die weitere Fortsetzung wird nächstens erwartet. Wir behalten uns vor, in der Reihe der französischen Geschichtschreiber das gesammte Werk und die Stellung, welche der Verfasser in der Entwicklung der französischen Cultur einnimmt, näher zu erörtern. Zunächst nur einige Bemerkungen über den vorliegenden Band. Wie in allen seinen Schriften, kommt es dem Verfasser auch hier vorzugsweise darauf an, durch ein Sprühfeuer feiner und geistvoller Bemerkungen ein überraschendes Licht auf die eigenthümliche geistige Bildung einer bestimmten Periode zu werfen. Er verschmäht die geordnete ausführliche Erzählung, welche die Geschichte vor unsern Augen vorgehen läßt, und nimmt einen Standpunkt ein, der durch seine weiten Perspectiven, durch die grellen Contraste in Licht und Schatten den bekannten Thatsachen ein neues, zuweilen seltsames Ansehn gibt. Nicht daß er gegen die Thatsachen gleichgiltig wäre, im Gegentheil hat er über die Details sehr sorgfältige Studien gemacht; aber er benutzt sie nur zu einer schärfern Entwicklung der Ideen. Für uns Deutsche hat das Buch insofern eine große Wichtigkeit, als es uns zeigt, wie sehr bei unsern Nachbarn das Verständniß der protestantischen Bewegung vertieft ist. Die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts griff zwar gleichfalls die katholische Kirche an und ließ insofern die Reformation gelten, als sie zuerst die geschlossene Macht der Hierarchie gebrochen hatte; der innere Kern dieses

Princips war ihr aber ebenso gleichgiltig, als die Dogmatik ihrer eignen Kirche, und sie fand es im Grunde viel bequemer, sich mit den Jesuiten abzufinden, die gegen den Glauben und die Gesinnung ziemlich gleichgiltig waren, wenn man sich nur ihrer Ordnung fügte, als mit den strengen protestantischen Geistlichen, die von den Gläubigen eine innere Wiedergeburt verlangten. Bei den neuern Franzosen dagegen finden wir einen Wiederklang der innersten Regungen unsers Glaubens, und Michelet hat sich um das Verständniß desselben ein großes Verdienst erworben. Er zeigt, wie der religiöse Protestantismus trotz aller Verfolgungen, denen er ausgesetzt war, im Lauf der Geschichte überall ein schöpferisches Princip entwickelte, während die jesuitische Reaction, obgleich sie sich der Gewalt bemächtigte, nichts geschaffen, sondern alle geistigen Keime erstickt hat, daß sie es nur verstand, schweigend zu morden. Zwar hat die protestantische Kirche durch die Resignation, mit der sie ihrer Kritik und ihrem politischen Kampf ein äußerliches willkürliches Ziel setzte, zum Theil die rechtmäßige Macht verscherzt, die ihr in der Entwicklung der Geschichte zukam, dafür hat sie aber einen andern weitergehenden Protestantismus hervorgerufen, der das irdische Leben mit den Gedanken des Himmels erfüllt und die endlichen Beziehungen der Politik auf das ewige Recht Gottes begründet hat. Es war ein eitles Unternehmen, wenn in neuerer Zeit französische Schriftsteller in der Ligue die nationale, ja die demokratische Seite hervorhoben und sie als eine Reaction gegen den deutschen Einfluß und gegen die einheimische Aristokratie darstellten. Die Nationalität war nur eine Maske, hinter der sich die gemeine Selbstsucht und der Fanatismus versteckte. Wenn sich diese Ideen immer tiefer in der französischen Bildung ausbreiten, so werden sich die Völker, in denen wir doch die vornehmsten Träger der Cultur achten müssen, immer näher treten, und die allgemeine Bildung wird durch das allmälige Zusammenwachsen der selbstständigen und individuellen Bildungsformen eine reiche Frucht gewinnen. — Histoire de la révolution française (1789—1799) par Théod. H. Barrau. Paris, L. Hachette & Co. Der Verfasser, der für die Geschichte der französischen Revolution bis zum Consulat sich ungefähr denselben Raum gesetzt hat, den das beliebte Buch von Mignet einnimmt, unterscheidet sich von seinem Vorgänger hauptsächlich dadurch, daß er seine persönlichen Reflexionen zurückdrängt und sich bemüht, die Thatsachen so objectiv als möglich hervortreten zu lassen. Je bedenklicher die Sophismen jenes geistvollen Schriftstellers auf die allgemeine europäische Bildung eingewirkt haben, da sie die historische Entwicklung in der Form eines blinden Naturprocesses darstellten, so daß man die einzelnen Personen dieses grandiosen Schauspiels von aller Zurechnungsfähigkeit freisprechen müsse, desto willkommner muß diese einfache, aber sachgemäße Darstellung sein, in der sich sehr deutlich herausstellt, wie viel von den entsetzlichen Ereignissen jener Zeit den Einzelnen und wie viel den Umständen zur Last fällt. —

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Ein deutsches Nationalwerk für jeden gebildeten Deutschen.

Weltpoesie ist Weltversöhnung.
Rückert.

Im Verlags-Comptoir zu Wurzen ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben

Classischer Hausschatz

der

Poesie des römischen und griechischen Alterthums

in zahlreichen, sorgfältig gewählten

Auszügen und Musterstellen aus den Werken seiner besten Dichter,

in den gelungensten Verdeutschungen,

mit

biographischer Charakteristik und historisch-kritischen Erläuterungen

für alle Gebildete Deutscher Nation

bearbeitet von

Dr. O. L. B. Wolff,

weiland ordentlichem Professor an der Universität zu Jena.

Zwei Bände in Classiker-Format.

Elegant in englische Leinwand gebunden. Mit Federmarmorschnitt und vergoldeten Rücken.

Preis des vollständigen Werkes 1 *Rh*. 24 *Ngr.*

Ein classisches Werk dieser Art, eine so lebendig aus sich selbst sich entwickelnde Geschichte des Werdens, der Blüthe und des Verfalls der classischen Literatur, in diesem Umfange, bei so gründlicher und geistvoller Behandlung, für solchen, auch dem Unbemittelten zugänglichen geringen Preis, hatte unsere Literatur bisher nicht aufzuweisen!

Wir haben damit ein Werk erhalten, das auch den Nichtkennern der alten Sprachen den Zutritt zu dem prächtigen Wunderbau antiker Poesie erschließt und sie darin heimisch werden läßt, ein Werk nämlich, das den Entwicklungsgang der Poesie des classischen Alterthums in Uebereinstimmung mit seiner Geschichte übersichtlich darstellt, und die eigenthümlichen Gesetze antiker Dichtkunst praktisch erläutert, indem es den Musterstellen aus den einzelnen Dichtern nicht nur deren biographische und ästhetische Charakteristik vorausgehen läßt, sondern auch diese Auswahl des Schönsten und Bedeutendsten mit streng kritischer Sichtung und sorgfältiger Beachtung der Forderungen unsrer Zeit trifft, während die dafür unentbehrlichen Erläuterungen und historisch-kritischen Bemerkungen überall am rechten Orte geschickt eingefügt sind; ein Werk endlich, das schon allein in seiner Fülle der Auswahl der besten vorhandenen oder dafür eigens bestimmten metrischen Uebersetzungen aller großen Dichter des Alterthums, eine vollständige und erschöpfende

Darstellung des Gesammtgebiets der classischen Literatur

für jeden Gebildeten liefert, dessen Unkenntniß der alten Sprachen ihn bisher von dieser ersten und vollendetsten Grundlage aller höhern Bildung ausschloß.

Inhalts-Verzeichniss.

W. S. G. U.

B. Lyrische Poesie.

1) Die Gnomiker. Kallinos. Tyrtaios. Mimnermos. Solon.
2) Die reine Lyrik. Archilochos. Alkman. Simonides. Terpandros. Arion. Sappho. Erinna.

6) Die Dichter der dritten Periode.

1) Gnomiker. Theognis. Phokylides.
2) Die reine Lyrik. Anakreon. Lasos. Simonides. Pindaros. Bakchylides.
3) Didaktische Poesie. Parmenides. Pythagoras.
4) Dramatische Poesie. Die tragischen Dichter.

Aischylos. Die Oresteia. a) Agamemnon. b) Die Choëphoren. c) Die Eumeniden. Der gefesselte Prometheus. Die Perser. Die Sieben vor Theben. Die Hiketiden.

Sophokles. König Oedipus. Oedipus in Kolonos. Antigone. Elektra. Die Trachinierinnen. Der rasende Ajas. Philoktetes.

Zweiter Band.

Euripides. Jon. Die Bakchantinnen. Medea. Alkestis. Der rasende Herkules. Die Herakliden. Hippolytos. Die Phönitierinnen. Die Schutzflehenden. Die Troerinnen. Hekabe. Andromache. Helena. Orestes. Jphigenie in Tauris.

Das Satyrspiel. Der Kyklope.

Die Komödie. Aristophanes.

7) Die Dichter der vierten Periode.

Die epische Poesie. Apollonios von Rhodos.
Die idyllische und bukolische Poesie. Theokritos. Bion. Moschos.
Die lyrische Poesie. Reine Lyriker und Elegiker. Kallimachos.
Die didaktische Poesie. Aratos.
Die dramatische Poesie.

8) Die Dichter der fünften und sechsten Periode.

Epische Dichter. Nonnos. — Musäos. — Das Epigramm.

II. Poesie der Römer.

Uebersicht der Geschichte der römischen Poesie.

Die Dichter des ersten Zeitraums.

Plautus. Aus der Aulularia. Die Gefangenen. — Terenz. Heautontimorumos.

Die Dichter des zweiten Zeitraums.

Lucrez. — Catull. — Virgil. Eklogen. Vom Landbau. Aeneis. — Tibull. — Properz. — Horaz. Oden: Religiöse. Heroische. Dithyrambische. Philosophische Vermischte. Epoden. Satyren. Episteln.

Die Dichter des dritten Zeitraums.

Ovid. Verwandlungen. Festkalender. Trauergesänge. — Phädrus. — Seneca. — Persius. — Lucan. — Valerius Flaccus. — Silius Italicus. — Martial. — Juvenal.

Die Dichter des letzten Zeitraums.

Serranus.

Anhang. Historisch-mythologisches Namensverzeichniß.

Druck von C. Roeßler in Grimma.



Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.